MISERICORDIAS DOMINI.

Von

Dr. Hugo Lämmer,

Weltpriester.

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagshandlung.

1861.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Am Feste der Bekehrung des hl. Apostels Paulus, im Jahr 1835, erblickte ich zu Allenstein, einem ostpreußischen Städtchen im Bisthum Ermland, das Licht der Welt. Begründeten Familienüberlieferungen zufolge stamme ich väterlicher Seits von jenen Salzburgern ab, die im vorigen Jahrhundert den heimathlichen Boden und die Kirche verließen, von deren Gnadenkräften ihre Vorfahren seit St. Ruperts Tagen im Leben und im Tod getragen waren. Ohne auf den wohlgemeinten Rath und die dringlichen Vorstellungen des geistlichen Oberhirten, der das Gift falscher Lehre von den seiner Obhut anvertrauten Gläubigen fernhalten wollte und mußte, zu hören, siedelten jene Emigranten nach den brandenburg-preußischen Staaten über. Mein protestantischer Vater nun, ein Nachkomme derselben, lebte in gemischter Ehe; meine Mutter, die ich leider im frühen Kindesalter verlor, war katholisch, wie der größte Theil der Bevölkerung meiner Geburtsstadt und der Diöcese Ermland überhaupt; denn das Lutherthum hat dort erst spät und sehr sporadisch einige Wurzeln treiben können. Zwar suchten gleich beim Beginn der sog. Reformation Prädicanten es auf Jahrmärkten durch Tractate und Carricaturen des kirchlichen Dogma's einzuschmuggeln; doch die Phrasen von der Freiheit eines Christenmenschen und von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche fanden beim gläubigen Volk kein Gehör; die traurigen Consequenzen des Princips von der

Schriftforschung und Rechtfertigung allein durch den Glauben traten in unmittelbarer Nähe zu Königsberg bei Gelegenheit der mit unglaublichem Fanatismus geführten osiandristischen Streitigkeiten zu Tage; und die Religionsneuerungen, die hier und da von liberalen Stadträthen und Verfechtern eines unsittlichen Libertinismus Vorschub erhielten, wurden durch den apostolischen Eifer, zumal eines Stanislaus Hosius und Martin Kromer, sowie durch die Thätigkeit der Gesellschaft Jesu vollends eingedämmt. Erst in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts der Aufklärung entstanden, mit dem Eindringen fremder Elemente, kleinere protestantische Gemeinden in den Städten Ermlands mit eigenen Predigern. Sie fristen nur kümmerlich ihr Dasein; Rationalismus und Materialismus haben das Terrain erobert; vom ursprünglichen Lutherthum ist wenig mehr als die Einigkeit im Widerspruch gegen die katholische Kirche übrig geblieben.

Meinem Vater weiß ich es Dank, daß er mit großer Sorgfalt und Aufopferung mir den ersten Unterricht zu Hause selbst ertheilte. Nachgehends besuchte ich die protestantische Schule Allensteins und hatte an Rector Preuß einen trefflich gebildeten Lehrer, der aus eigenem Antrieb mich neben den gewöhnlichen Elementargegenständen auch in den Sprachen unterwies und sich um Entwicklung meiner geistigen Anlagen in frühester Jugend hohes Verdienst erwarb.

Lob und Preis sei Gott für die Gnaden und Segnungen, die er durch das Mittel meiner Mutter mir ertheilte! Noch jetzt steht mir ihr liebliches Bild lebendig vor der Seele. Sie war eine fromme Katholikin, in deren ganzem Wesen und Erscheinung Christus der Herr Gestalt gewonnen. Durch ihr eheliches Leben zog sich eine Kette innerer und äußerer Leiden. Sie litt und trug das Kreuz geduldig mit völliger

Ergebung in den göttlichen Willen. Unermüdlich thätig in der Häuslichkeit, um im Verein mit dem Vater die Bedürfnisse der Familie mit liebender Sorgfalt zu befriedigen, heiligte sie ihre Arbeit durch unablässiges Gebet. Es verging wohl kein Tag, an welchem sie nicht in der Frühe dem hl. Meßopfer beiwohnte und in Vereinigung mit dem „Sacrament so wunderbar, angebetet immerdar", sich dem himmlischen Vater aufopferte. Wie mag sie da während der heiligen Mysterien geseufzt und die Fürbitte der seligsten Jungfrau zu dem Ende angerufen haben, daß auch die ihr durch Blutsbande so nahe standen, in den Einen Schafstall Christi eingingen! Ach es schmerzt mich tief, daß ich ihre Liebe und Treue so oft durch Ungehorsam vergolten. Bevor ihr Herz unter der Wucht der Leiden brach und Der, dessen Kreuz sie hienieden im lebendigen Glauben umklammert, sie aus diesem Thränenthal abberief, — in den letzten Tagen vor ihrem Tode beschäftigte sie sich viel in Gedanken mit mir, der ich damals nicht mehr im Vaterhaus weilte; im Vorgeschmack dessen, was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört, was Gott den Seinen bereitet, hat sie mir zu wiederholten Malen ihren mütterlichen Segen ertheilt und diese Liebe aus der Zeit in die Ewigkeit hinübergenommen. Wie wird sie nun, wenn sie nach Tilgung alles Erdenstaubes zur seligen Anschauung des dreimal Heiligen gelangt ist, über meine endliche Einkehr in den Schooß der **Sancta Mater Ecclesia** jubeln! Ich war von herzlichem Schmerz über den Verlust dieser theuren Mutter überwältigt; und welcher Trost wurde mir zarten Kinde von Verwandten, in deren Haus ich mich befand, als die Trauerbotschaft ankam, gegeben? Man suchte mich mit ächt protestantischen Argumenten dadurch zu beruhigen, daß man sagte, der Tod der Mutter sei nicht so

sehr wie der des Vaters zu beklagen; wäre erstere leben geblieben und letzterer gestorben, so würde ich zweifelsohne ja sofort in der katholischen Kirche erzogen sein, und dieß müßte ich als das größte Unglück betrachten, also schließlich dem lieben Gott danken, daß nun diese Gefahr ganz beseitigt. **Meditati sunt inania.**

Es ist jetzt für mich kein psychologisch unerklärliches Räthsel, warum ich in meiner frühesten Jugend schon mehr Anhänglichkeit an meine katholischen, denn an die lutherischen Verwandten hatte. Die Frömmigkeit, der feste kirchliche Standpunkt mußten mir imponiren, wenn ich auch noch nicht klar und mit Bewußtsein religiöse Fragen beurtheilte. Dieß, und daß ich viel in Kreisen bekannter katholischer Familien mich bewegte, in ihnen manche meiner Jugendgespielen fand, daß ich Augenzeuge der Andacht der Gläubigen bei Prozessionen und Wallfahrten war, trug dazu bei, gar manche protestantische Vorurtheile, wie sie mir andererseits eingepfropft wurden, wenn auch nicht zu beseitigen, so doch zu mildern. Ich war nun einmal nicht zu den gäng und gäben Lästerungen verstockter Lutheraner disponirt und konnte den albernen Mährchen über den „Aberglauben" und die „Unwissenheit" der Katholiken nicht so flugs Gehör schenken. Wohl besuchte ich pflichtschuldig als Schüler sonntäglich das protestantische Bethaus, um beim Gemeindegesang und der Liturgie in üblicher Weise mitzuwirken; aber die Predigten machten auch nicht den geringsten Eindruck auf mich. Es stand auf der Kanzel ein sonst im Leben gutmüthiger, freundlicher Prädicant, der ein Vertreter des zeitgemäßen Rationalismus, wie er ihn von der Universität mitgebracht, war. Dagegen trieb mich ein dunkler Drang dann und wann in die weiten Räume der schönen katholischen Kirche; das Ave-

Maria-Geläut heimelte mich an, und welch' stilles Sehnen empfand ich, als ich einst mit meinem guten Vater auf einer Besuchsreise durch den berühmtesten Wallfahrtsort Ermlands, Heiligenlinde, kam und der Sacristan uns die heiligen Stätten dieses wunderbaren Gnadenortes zeigte!

Ich verließ früh, schon Michaelis 1844 nämlich, das Haus meiner Eltern, um seitdem in dasselbe nur von Zeit zu Zeit besuchsweise als Gast zurückzukehren. Mein theurer Lehrer Preuß hielt dafür, ich müßte, nachdem ich den Kreislauf der elementaren Unterrichtsobjecte vollendet und solide sprachliche Grundlagen erhalten, auf einem Gymnasium weiter gebildet werden. Eine kinderlose, meinem Vater nah verwandte Familie in Königsberg erbot sich, mir in ihrem Hause Aufnahme zu gewähren. So wurde ich ihr denn um die oberwähnte Zeit anvertraut und zugleich dem dortigen Altstädtischen Gymnasium übergeben, das ich bis Ostern 1852 besuchte. An demselben wirkten unter Leitung des Directors Ellendt (eines ebenbürtigen Bruders des bekannten Eislebener Gräcisten) recht tüchtige Philologen, meist aus der Schule des jüngst verstorbenen, um griechische Mythologie und Linguistik verdienten Christ. Aug. Lobeck. Die Beschäftigung mit den Sprachen, bei weitem weniger die mit den Realien, wurde mir, zumal in den obern Klassen, sehr lieb und werth. Die Unterrichtsmethode war der Art, daß der Schüler die classischen Autoren gern tractiren mußte. Namentlich verstand Ellendt es vortrefflich, in den Geist des griechischen Alterthums einzuführen. Nimmer werde ich die schönen Stunden vergessen, in denen wir mit ihm die Reden des charaktervollen Demosthenes und die Tragödien des sinnigen Sophokles lasen. Er legte eben nicht auf mechanische Silbenstecherei und Buchstabenkrämerei Werth, sondern suchte

auf der Grundlage des grammatischen Substrats ein adäquates Verständniß des Schriftstellers, seiner Zeit und individuellen Vorzüge anzubahnen. In gleicher Weise zogen mich die Homerische Odyssee und Ilias durch ihre epische Einfachheit und die naiven Historien des freilich im Fatalismus steckenden Herodot an, während ich der langweiligen Anabasis und der manierirten, tendenziösen Cyropädie Xenophons keinen besondern Geschmack abgewinnen konnte. Dem erwähnten Director verdanke ich auch die Anregung zur Privatlectüre solcher Classiker, die in den Schulstunden nicht gelesen wurden. Ihre Uebertragung und Nachahmung machten mir zu Hause große Freude; insbesondere die Dramen von Aeschylus und Euripides und einige platonische Dialoge. Die Kriegsgeschichten Cäsars und die schmucklosen Jahrbücher von Livius fesselten mein jugendliches Gemüth mehr, als die rhetorischen Stylübungen des schwachen, in seinen philosophischen Schriften so überaus platten Cicero, dessen Officien mir durch Garve's dickleibigen, übrigens gutgemeinten Commentar noch mehr verleidet wurden. Kalt ließ mich der bombastische Ton Sallusts, der sich zum Sittenrichter Anderer aufwarf, statt mit der Selbstkur zu beginnen. Von lateinischen Dichtern waren es weniger Ovid, als Virgil und Horaz, die auf mich Attractionskraft ausübten. Namentlich die Oden des Letztern las ich zu wiederholten Malen mit großem Interesse an ihrem rhythmischen Schwung, an der Frische und Lebendigkeit der dichterischen Ergüsse, an dem bunten Farbenspiel der zeitgeschichtlichen Schilderungen. Es wäre aber doch gut, wenn auf Gymnasien, um die gar zu liberale Lebensphilosophie Horazens — der auf der Grenzscheide der letzten Phase des Heidenthums in seiner Selbstauflösung steht und trotz seiner Tändeleien dem Christenthum

nicht bloß negativ den Weg mitgeebnet hat — zu paralysiren, auch die christlichen Poesien eines Prudentius, Sarbiewski und Jacob Balde nicht so ganz vernachlässigt würden. Formell ist deren Werth gewiß nicht geringer anzuschlagen, als der des augusteischen Dichters; und materiell würde manches heilsame Gegengift gegen falsche Begeisterung für bedenkliche horazianische Grundsätze gewonnen werden. Soll und wird das Studium der heidnischen Classiker Grundlage unserer Bildung bleiben, so sind freilich zu deren Handhabung nicht verknöcherte Philologen vonnöthen, die ihren Autor, in den sie sich mühsam eingelebt, so tractiren, als wäre er in jedem Betracht meistergültig und die rechte Erkenntnißquelle. „Omnia vestra sunt“; die classische Bildung hat nur in soweit Werth, als sie auch zur Verherrlichung Dessen dient, in dem alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen, dem sie demüthig zu Füßen gelegt werden soll, um von Ihm die wahre Weihe und Verklärung zu erhalten. Schulrath Giesebrecht, der während der letzten Jahre meiner Gymnasialstudien in Königsberg wirkte, hat in mehreren höchst beachtungswürdigen, nachgehends auch dem Druck übergebenen Schulreden treffliche Gedanken über Behandlung der Classiker in Conformität mit christlichen Principien geäußert; trotzdem ist er in schnöder und verkappter Weise vom Vorstand des Gütersloher Gymnasiums, welches das Prädicat „christlich“ zum Aushängeschild hat, angegriffen worden; kein Wunder auf dem Gebiet des zerfahrenen, vom objectiven Halt verlassenen Protestantismus. In der Kirche haben uns bereits die hl. Väter der ersten Jahrhunderte die genügende Lösung der Frage nach unserem Wechselverhältniß zu den Classikern geliefert.

Für die französische Sprache kamen mir die Vorkennt-

nisse, die ich aus der Schule meines lieben Lehrers Preuß mit auf's Gymnasium brachte, sehr zu Statten. Hatte ich gleich mit keinen linguistischen Schwierigkeiten zu kämpfen, so mochte ich doch, offen gestanden, diese Sprache und ihre moderne Literatur nicht mit gleichem Eifer treiben, wie das Gebiet der alten Classiker. Den obligaten, meist recht faden Lust- und Trauerspielen, wie sie in der Secunda und Prima gelesen wurden, wandte ich keine Sympathie zu; die Frivolität Paul de Kocks und die Phantasterei von Alexander Dumas widerten mich an; viel größere Theilnahme hatte ich für Voltaire's Karl XII. und Segurs napoleonischen Feldzug vom Jahr 1812. Es ist sicher nicht heilsam, wenn auf lateinischen Schulen die modernen Sprachen gar zu sehr cultivirt werden, wenn auf sie zu hoher Werth gelegt wird; ebenso wenn die mathematisch-physikalischen Gegenstände mit in den Vordergrund treten. All' das gehört in den Bereich der Realschulen, und es wird ein Verdienst des vom vielfach verkannten und herabgewürdigten Ministerium Raumer ausgegangenen neuen preußischen Unterrichtsplanes bleiben, daß derselbe auf Concentrirung der gymnasialen Lehrobjecte gedrungen. „**Non multa, sed multum.**“ Die Jugend läuft Gefahr, durch Zersplitterung und Vertheilung ihrer Kräfte im Erlernen der heterogensten Gegenstände „**ubique hospes, nusquam domi**“ zu sein; es wird dadurch eine blasirte Halbwisserei, eine conversationslexikonsartige Bildung gefördert, ein Mitsprechen und Absprechen über Materien, von denen man nur die oberflächlichste Kenntniß hat. Und wenn gar bei Examinibus Physik und Naturgeschichte, Chemie und alle Nüancen der höhern und niedern Mathematik als ständige Desiderate paradiren, was ist die Folge? Mit Ausnahme derer, die von solchen Realien dereinst Profession machen

wollen, studiren es die Uebrigen meist „in futuram oblivionem.“ Man mache nicht den Einwand, die Naturwissenschaften haben heutzutage eine solche Bedeutung gewonnen, daß sie nicht ignorirt werden dürfen. Ja wohl, der Materialismus erhebt je länger je frecher sein Haupt; und das genügt und ist nothwendig für die gymnasiale Bildungsstufe, die grundlegenden physischen Details vorzuführen, die zur spätern Orientirung dienen und in den Creaturen den Creator, von dem der erste Artikel des Symbolums redet, verherrlichen. „Chemische Feldpredigten“ anzupreisen, ist ebenso verkehrt, wie die Glorificirung des Menschen und seines vermeintlichen Sieges über die Natur. „Der Einzige, welchem die Naturgesetze selbst sich gebeugt haben, der wirklich als ihr Herr sich zeigte, ist Christus, und die, welchen er von dieser Herrschaft mittheilen wollte, seine Heiligen.“

Gründlich und vortrefflich waren die Lehrstunden, die auf dem Altstädtischen Gymnasium der Muttersprache gewidmet wurden, um in ihre Geschichte und die einschlägigen poetischen und prosaischen Literaturerzeugnisse einzuführen. Den Schluß machte in der Prima die philosophische Propädeutik, formale Logik und empirische Psychologie, für die academischen Vorlesungen gewiß brauchbare und nothwendige Vorkenntnisse. Eine gute Bibliothek stand uns Schülern stufenweis in den einzelnen Klassen für deutsche Lectüre zur Benützung frei. An den sog. unterhaltenden und belehrenden Schriften eines Nieritz, Hoffmann, Zschokke und Andern fand ich kein besonderes Gefallen. Merkwürdig, daß sie trotz ihrer Seichtheit einmal stereotyp geworden für das Knabenalter, während füglich andere, weit bessere Producte an ihre Stelle treten könnten. Man denke an die reiche Auswahl derartiger Surrogate, die der Verein vom hl. Carl Borro-

mäus zu verbreiten sich angelegen sein läßt. Mit großer Vorliebe las und lebte ich mich in unsere Sagenpoesie, in die Epoche des Minne- und Meistergesangs hinein. Welch' köstliche Sprache und wie reich die Gedankenwelt! So schön nun auch die Uebersetzungen von Simrock sein mögen, wie treffend die von Wackernagel getroffene Auswahl der Proben, und wie ausgezeichnet namentlich die Darstellung Vilmars — Compendien à la Pischon sind gar zu dürftig — ist, man muß zu den Originalen greifen, um die ganze Freude an den Nibelungen, an einem Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg und andern Größen der vorreformatorischen Literatur unseres Volks zu haben. Unter den Neuern, die schließlich am Weimarischen Musenhof ihr Centrum und ihren Höhepunkt fanden, konnte ich mich am wenigsten mit Wieland befreunden. Er kam mir doch gar zu frivol vor, und andererseits schienen mir seine griechischen Gestalten mit französischen Manieren und Moden abgeschmackt. Lessing war mir besonders werth geworden; sein Laokoon beschäftigte mich viel. Die schneidende Polemik gegen den lutherischen Hauptpastor Götze verfolgte ich mit großer Spannung. Ich mußte zu seinen, auf kirchengeschichtlichem Grunde beruhenden Argumentationen gegen das Sola-Scriptura-Princip des unbeholfenen, wenn auch bona fide handelnden (viele Protestanten leben eben materiell, nicht formell in der Häresie) Hamburger Sionswächters Ja und Amen sagen. Kritik und Dialektik ist Lessings Hauptstärke; man kann von ihm in diesem Betracht viel lernen. Leider fühlte ich mich aber zu ihm so sehr hingezogen, daß ich die Gefährlichkeit der Grundsätze, die er in seinem Nathan und in der Erziehung des Menschengeschlechts ausspricht und durchführt, nicht erkannte. Ich erinnere mich noch eines Scriptums, in

welchem ich allen Ernstes und mit Wärme die Lessingischen Toleranz-Ideen vertheidigte. Und worauf laufen schließlich dieselben anders hinaus, als auf völligen religiösen Indifferentismus, auf Vernichtung des specifischen Charakters des Christenthums? Die Parabel von den drei Ringen enthält viel Gift. Der Wolfenbüttler Fragmentist wiederholt die alte Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? statt Dem sich unbedingt zu unterwerfen, der da spricht: Ich bin die Wahrheit. Im Grunde hält der scharfsinnige Lessing doch den Standpunkt des in den Xenien köstlich gegeißelten Berliner Nicolai fest. Freilich dürfen wir bei seiner Beurtheilung nicht den Einfluß der Zeitströmung, von der er fortgerissen wurde, außer Acht lassen. Der Protestantismus war — eine Consequenz des Princips willkürlicher Schriftforschung — vom alten Lutheranismus durch das Medium des Spener'schen Pietismus zum Semler'schen Rationalismus gelangt, und Letzterer dominirte in Wissenschaft und Leben, auf Kathedern und Kanzeln. Lessing, in der Theologie nur Dilettant, aber ein feiner Kritiker, ward mit Leichtigkeit gewahr, wie unlogisch das System lutherischer Theologie des 16. Jahrhunderts ist; er erkannte dessen Heimathlosigkeit im kirchlichen Alterthum, die schiefe Stellung, die es der Glaubensregel gegenüber einnimmt. Dieser wunde Punkt hätte ihn zur Kirche führen können und müssen, wenn er von höherem religiösem Leben und Streben beseelt gewesen wäre. Es genügten ihm aber bloß anatomische Operationen auf theologischem Gebiet; zerfallen mit den Lehrsätzen der Confession, in der er auferzogen, befreundet mit dem Propheten des bastardartigen Reformjudenthums, Moses Mendelssohn, schwankend zwischen Naturalismus und Rationalismus und Spinozismus, kam der Mann so reicher natürlicher Gaben nimmer

zum Frieden, den eben weltliche Gnosis nicht geben kann. — Von Klopstock mochte ich allenfalls einige Oden lesen, so geschraubt auch deren Sprache nicht selten ist; aber bezüglich der absonderlichen Messiade ging's mir wie wohl vielen Andern, ich kam über die ersten Blätter nicht weit hinaus. — Unter den Producten der Göttinger Dichterschule empfahl man uns besonders des unglücklichen Bürger Balladen und des philisterhaften, groben Voß abgeschmacktes Idyll „Luise" zur Lectüre. Voß konnte höchstens den Homer in deutschen Hexametern wiedergeben; das ist sein einziges literarisches Verdienst. Shakespeare bedurfte anderer Uebersetzer, die in etwa das Original ersetzen. Auf ewige Zeiten gebrandmarkt hat Voß seinen Namen durch die pöbelhafte Art, mit welcher er den gottinnigen Geschichtschreiber der Kirche, den Grafen Friedrich Stolberg, angegriffen. Ein Plebejer seinem Verstande und Gefühl nach, hat er sich selbst und dem Gift seiner lieblosen protestantischen Sinnesart das beste Zeugniß ausgestellt, ein Vorbild aller Jener, die von spätern Conversionen Veranlassung genommen, ähnlichen Geifer in reichem Maß auszuschütten.

Der sinnige Herder war, zumal in der letzten Zeit meiner Gymnasialstudien, in vielfachem Betracht mein Liebling geworden. Er hat Genie und Gelehrsamkeit in seltenem Maße vereinigt. Obgleich als Dichter nicht gerade produktiv und bedeutend, besaß er wie kein Anderer vor und nach ihm das adäquate Organ für das Verständniß der Poesie und ihrer mannigfaltigen Nüancen in ethnischem Betracht, denen er mit lebendigem Interesse nachgegangen ist. Seine Forschungen über den Ursprung der Sprache bieten, wenn auch ihre Resultate nicht unterschrieben werden können, der anregenden Momente bezüglich dieses bedeutsamen Problems

eine große Fülle dar. Herders Genialität hat im Bereich der Philosophie der Geschichte die schönsten Blüthen getrieben. Da ist es ihm vergönnt gewesen, tiefe Blicke in den göttlichen Pragmatismus zu thun und verkümmerten und verkümmernden Anschauungen einen Damm zu setzen. Freilich mußte sein Seherblick auch in diesem Betracht oft beschränkt, einseitig, das Specifische verallgemeinernd und verflachend sein. Görres, Staudenmaier und Andere, die auf dem soliden Fundament der Kirche standen, sind weit über ihn hinausgegangen. Aechte, absolute Geschichtsphilosophie kann nur gedeihen, wenn man die Grundlinien verfolgt, die der hl. Augustinus in seiner „Stadt Gottes" vorgezeichnet hat, wenn man die seit Abel datirende **„inter persecutiones mundi et consolationes Dei peregrinans ecclesia"** in den Vordergrund stellt, Centrum und Zielpunkt aller Reflexionen sein läßt. — Die „Schulreden" Herders fesselten mich ungemein; sie enthalten viele beherzigenswerthe Winke und Andeutungen über den Organismus der Unterrichtsgegenstände und über Zweck und Ziel derselben; besonders auch sollten verknöcherte Pädagogen sie recht oft als heilsame Medicin gebrauchen. Mehr als die homiletischen Erzeugnisse (es ist begreiflich, wie derartige Predigten vor dem Weimaraner Musenhof wirkungslos blieben, und wie der kränkliche und auch literarisch sich vereinsamt fühlende Oberhofprediger so oft dem Schmerz über sein „verfehltes Leben" sich hingab) beschäftigten mich nachhaltend die „Briefe über das Studium der Theologie", die ein treffliches Reagens gegen die damals im Protestantismus gäng und gäbe Betonung des bloßen Utilitarismus des „Predigtamts" bildeten, und der „Geist der ebräischen Poesie", welch' letzteres Buch mir um so größere Freude machte, als ich durch seinen elektrischen Inhalt

ein Complement erhielt zu dem übrigens guten grammatischen Unterricht, den ich namentlich von dem Orientalisten Nesselmann in der Sprache der heiligen Schriften des Alten Bundes genoß.

Schillerlectüre trieb ich auf der Schule viel. Die wilden Produkte des jugendlichen Dichters, in denen Kunst und Geschmack noch auf sehr tiefer Stufe stehen, behagten mir nicht; an den Erzeugnissen der reifern Einsicht fand ich mehr Wohlgefallen. Was Schiller auszeichnet, ist psychologischer Tiefblick, Gabe der Darstellung von Leidenschaften und Charakteren, großer Reichthum der Sprache und Phantasie, aber nicht Klarheit der Ideen. Wie krankhaft seine Sympathien für Gustav Adolf, für Rousseau, für „die Götter Griechenlands"! Nebelhafte Objecte sind's, für die er sich in dem letzten Gedicht begeistert. Die Vorzüge, die er da der griechischen Götterwelt beilegt, eignen in Wahrheit specifisch dem Christenthum und waren vor der Menschwerdung Gottes nur in dürftigen Schatten und dunkeln Ahnungen vorhanden. Man kann Manches in bonam partem interpretiren, wenn man den Gesichtspunkt festhält, daß Schiller den schalen Deismus der theologischen Zeitrichtung seiner Glaubensgenossen bekämpfte. Freilich der Schöpfer der Deisten nennt sich nicht dem Verstande; nach ihm späht man mühsam im Ideenlande und fruchtlos in der Sinnenwelt. Aber das Christenthum weist überall die Spur und Nähe Gottes nach; das Christenthum, weit erhaben über das vermeintlich „holde Blüthenalter der Natur", stärkt den Ringer durch die höchsten Preise auf der Tugend arbeitvoller Bahn. Wohl ist der dreieinige Gott „selig, eh' sich Wesen um ihn freuten, selig im entvölkerten Gefild", weil ewig und über das Zeitliche erhaben; aber dadurch, daß er dem Creatürlichen sein Bild

aufprägt, hat dieses an der Seligkeit des Creators Theil. Polemisirt Schiller mit Recht gegen „unsere Weisen", deren Verstand im Gesetz der Schwere und dem seelenlosen Feuerball bornirt ist, so huldigt er wieder dem seichtesten Epikuräismus, wenn er für die Erdenfreuden schwärmt, in ihnen das höchste Genüge findet und ohne Ahnung dessen erscheint, was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz durch natürlichen Calcul kommt, was Gott den Seinen bereitet. Seines dichterischen Geistes würdiger wäre es in Wahrheit gewesen, statt der Grazien Priesterinnen zu lobpreisen, viel mehr der Poesie jener himmlischen Bräute nachzugehen, die mit der hl. Cäcilie das Saitenspiel der Engelschaaren vernehmen und mit der hl. Teresa auf den Auen des Paradieses wandeln, oder aber mit Dante den Seraphsglanz und Cherubsschimmer eines hl. Franz und Dominicus zu preisen. — Mit den Jahren minderte sich Schillers berauschender Uebermuth; er ward ernster, realistischer. „Die Philosophie schlägt um, wie unsere Pulse anders schlagen." In der Theorie blieb er Dilettant; sein Kantianismus trägt poetischen Anstrich; seine historischen Versuche erhoben sich nie über die Oberflächlichkeit. In den Dramen, seiner eigentlichen Heimath, schwang er sich zum Höchsten empor; da ist er in die Tiefen hinabgestiegen und hat bleibenden Lorbeer errungen. „Das Publikum", das ihm Alles war, das er einmal sein Studium, seinen Souverain, seinen Vertrauten nannte, vor dessen Tribunal er sich allein stellen wollte, ich sage — dieß „Publikum" ist bei dem Schillerjubiläum im Jahr 1859 in die Versuchung gefallen, weidlich den Geniuscult zu üben. **O vanitas vanitatum!** Solche Jubelfreuden, in welche auch die erklärtesten Gegner des Christenthums krächzend einstimmen, verklingen wie tö-

nendes Erz. Wahre Größe bedarf nicht eines Lobregens aus Sägespänen von Süßholz. Alles verfällt und verwest, was nicht in der Liebe zu Gott vollbracht ist. Vor dem Tribunal des ewigen Gerichts gilt ein anderer Maßstab, als der, den die Pächter moderner Afterbildung anlegen. Den Sternenhimmel der Heiligen, deren Sonne Christus der Herr, ignorirt man und treibt falschen Götzendienst.

Bezüglich Göthe's gestehe ich, daß ich in jenen jugendlichen Jahren erst sehr allmählich mich mit dem überwiegenden Realismus seiner Denkungsweise habe befreunden können. Göthe überwand den falschen Idealismus viel früher und nachhaltiger, als Schiller; wie ihre Individualitäten von Haus aus anders angelegt waren, so blieben ihre Vorstellungsarten und Gesichtspunkte verschieden bis an's Ende. Zweifelsohne bilden die Eindrücke, die Göthe von seiner italienischen Reise heimbrachte, einen Wendepunkt in seinem Geistesleben. Seitdem hatte er den krankhaften Standpunkt Wertherscher Sentimentalität überwunden und sich den objectiven Factoren in Kunst und Wissenschaft zugewandt. Das bewahrte ihn vor manchen Einseitigkeiten im Urtheil und in seiner Stellung zur Kirche, in welcher Kunst und Wissenschaft die ächte und rechte Pflege allzeit gefunden haben und allein finden können. Es ist wunderbar, wie ein Mann, der so klar und wahr über die Bedeutung der sacramentlichen Siebenzahl dachte, die Beseligung dieser Gnadenkräfte an seinem Ich nicht erproben mochte. Er, der, zumal im zweiten Theil des „Faust", den ewigen Ideen des Christenthums so nahe gerückt ward, der es erkannt, daß wir nicht weit mit unsern Schlüssen kommen, daß das Ende aller Philosophie ist, zu wissen, daß wir glauben müssen, — gelangte nimmer zu dem Siegesjubel des Glaubens, der die Welt

überwindet, und indem er in der Liebe gipfelt, aus der Zeit in die Ewigkeit der Ewigkeiten hinüberreicht, wo sein Urquell sich befindet.

Den Religionsunterricht ertheilten mir auf dem Gymnasium zwei Lehrer, deren Standpunkt im Wesentlichen nicht verschieden war. Zunächst ein übrigens ehrbarer Greis, der 50 Jahre und mehr im Schulfache gearbeitet. Er hatte seine Bildung auf der Albertina in der Zeit genossen, als Kant und seine Richtung dort florirten. Kein Wunder darum, wenn er, zudem ein hoher Graduirter der Freimaurerei, den Axiomen der Religion der reinen Vernunft huldigte. Ihm wurde später ein junger, begabter Philolog adjungirt, der (wie das auf protestantischen Gymnasien Preußens nicht ungewöhnlich), ohne weiter den academischen Curs der Theologie gemacht zu haben, als Autodidact sich die für das sog. Religionsexamen nothwendigen Kenntnisse in reichem Maße erworben und damit die Facultät für alle Gymnasialklassen erlangt hatte. Ich gestehe gern und dankbar, er nahm es recht gewissenhaft mit seinen Pflichten und ließ es sich angelegen sein, uns Schülern einen nicht geringen Stoff von Religionskenntnissen allmählich mitzutheilen. Seine Hefte über das Kirchenjahr, Glaubens- und Sittenlehre und Geschichte der christlichen Kirche waren mit großem Fleiß ausgearbeitet und anticipirten Vieles, was man sonst in dieser Ausdehnung erst in den Universitätscollegien zu hören bekommt. Auch die Exegese des neuen Testaments im griechischen Original hatte gelehrten Anstrich. Für Kopf und Verstand fehlte es so nicht an Nahrung, wenn auch oft ungesunder. Daneben machten sich aber nicht minder die Ansprüche des Gemüthes und Herzens auf Befriedigung ihrer Bedürfnisse geltend. Wo diese Befriedigung suchen und

finden? „Erravi sicut ovis quae perierat, quaerens te exterius qui es interius. — Sero te amavi, pulchritudo tam antiqua et tam nova; sero te amavi.“ Die gottesdienstlichen Uebungen innerhalb der Mauern des Altstädtischen Gymnasiums beschränkten sich auf stereotypen Choralgesang; in den Pensionaten, in denen ich mich aufhielt, fehlte jedwede religiöse Anregung; ein Glück noch, daß ich aus dem Mutterhaus die Sitte des Morgen- und Abendgebetes mitgebracht; freilich ward diese Sitte, weil jedes weitern Halts entbehrend, allmählich ein Mechanismus, eine Form ohne Geist und Leben. Und nun die chaotische Verwirrung auf kirchlichem Gebiet in Königsberg, die verschiedenen Meinungen und Standpunkte der einzelnen Prediger! Als ich in die Stadt der reinen Vernunft kam, hatte nicht lange zuvor der bekannte Rupp in der Deutschen Gesellschaft seinen Vortrag über den christlichen Staat gehalten. Die destructiven Ideen, die er in demselben ausgesprochen und die eine theilweis triftige Abfertigung durch Diestel erhielten, und eine Predigt, die er nachgehends in der Schloßkirche zum Besten gab und in welcher er die Stirn besaß, zu behaupten, daß das Athanasianische Symbolum, weil mit dem Christenthum unverträglich, gestrichen und völlig beseitigt werden müßte, — nöthigten das preußische Consistorium zum Einschreiten gegen Rupp. Er ward suspendirt. Das Altstädtische Gymnasium, an dem er zuvor als Religionslehrer gewirkt, widmete ihm merkwürdiger Weise nicht lange nach meinem Eintritt in dasselbe einen ehrenvollen Nachruf. Die Zahl der Freunde, die er unter seinen Collegen und Schülern hatte, war nicht gering. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie manche unter den letztern diesen seichten Spinozisten bis in den Himmel erhoben. Doch sein Einfluß ging über diesen engern Kreis hinaus. Er

veranlaßte ein Schisma in dem bekannten Gustav-Adolf-Verein, von dem sich die antiruppianische Richtung isolirte und als „kirchlicher Verein" constituirte, wie wenn dieß Prädikat ein Spielball zu subjectivem Belieben sein könnte. Zu gleicher Zeit ward eine Predigerstelle an der reformirten Burgkirche vacant. Das Wahlcolleg jener Gemeinde machte auf die Ehre Anspruch, als „freisinnig" zu gelten. Der politische Liberalismus, der, mit Friedrich Wilhelms IV. Cunctator-Stellung unzufrieden, unter dem Juden Jacoby und seinem Genossen Walesrode in Bürgerressourcen 2c. die Revolution des Jahres 1848 vorbereitete, schloß mit dem Hauptmann der „Freigemeindler", Rupp, einen Bund. Die Agitation zu seinen Gunsten, um ihn als Prädicanten an jener Burggemeinde zu rehabilitiren, war groß; sie verfing aber nichts gegen die Entschiedenheit des Cultusministers Eichhorn, auf den und dessen Gesinnungsgenossen sich nun aller Geifer ergoß. So bildete sich die Rupp'sche, auf den flachsten Indifferentismus basirte Secte, in der Weiber gleich Männern stimm- und lehrfähig waren, und der sich sicher noch größere Massen, als factisch der Fall war, angeschlossen hätten, wenn nicht das Religionspatent von 1847 und Rücksichten auf amtliche Stellung u. s. w. Viele veranlaßt hätten, im Album der „unirten Landeskirche" verzeichnet zu bleiben.

An der Spitze des Königsberger protestantischen Consistoriums stand damals Generalsuperintendent Sartorius, ein Verfechter der lutherisch-orthodoxen Theologie, der aber nicht die Consequenzen der separirten Altlutheraner ziehen mochte. So berechtigt seine Polemik gegen den Rationalismus war, so kraß sein Nichtverstehen des Katholicismus oder Romanismus, wie er ihn zu nennen beliebte. Es schien bei ihm die Annahme von der Verwandtschaft zwischen Rationalis-

mus und „Romanismus" zur fixen Idee geworden zu sein. Zwar beschränkte sich sein Wissen von katholischem Dogma und katholischem Leben auf die Carricaturen, die davon der unfehlbare „Gottesmann" Luther gezeichnet. Und freilich steht dessen Paränese „**Esto peccator et pecca fortiter**" die katholische Gnadentheorie schnurstracks entgegen; sie betont den gottmenschlichen Synergismus; sie kennt Verdienst und Mißverdienst; aber sie hat nichts mit dem Rationalismus gemein, der den „**sacer septenarius**" ignorirt, und der mit dem genuinen Lutheranismus in dem gleichen Princip subjectivistischer Lostrennung von den kirchlichen Lebenskräften wurzelt. Als Möhler die morschen Grundlagen des Protestantismus in seinen verschiedenen Denominationen aufwies, da schaarte sich Sartorius als Anonymus zu Baur und Nitzsch und Marheinecke und Winer, um eine Lanze gegen die „Symbolik" des großen Tübinger Theologen zu brechen; doch trug er nur dazu bei, Möhlers Sieg noch vollständiger zu machen. Nicht übel waren desselben Generalsuperintenten polemische Argumente gegen David Strauß' Dogmatik, einen Wechselbalg, der auf protestantischem Standpunkt gleiche Existenz-Berechtigung hat und wohl auch getreuer die Consequenzen aus den „reformatorischen" Principien zieht, als etwa Hahns Glaubenslehre und verwandte Erzeugnisse. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Sartorius nicht nur an der Quatenus-, sondern auch Quia-Verbindlichkeit der Luther'schen Bekenntnißschriften festhielt und ihre ordinatorische Verpflichtung betonte, zog ihm schon in den dreißiger Jahren von einem seiner frühern Studiengenossen, Wagner, den Vorwurf des „Papismus" zu; ein Vorwurf, der in sofern begründet ist, als die Substituirung des „**Liber Concordiae**" oder ähnlicher theologischer Sammelwerke für nichts weiter

zu gelten hat, denn für eine Nachäffung des katholischen Festhaltens an der kirchlichen Tradition, dem flüssigen Complement zu dem fixen Kanon der hl. Schriften. In beschränkterem Sinne übernahm es Sartorius auf dem Berliner Kirchentage, das Recht der „**Augustana semper Augusta**“ zu wahren, und zwar in ihrer ursprünglichen Gestalt; aber er zeigte sich auch hier als bornirten Advocaten der Phrasen vom Pelagianismus und Semipelagianismus, gleich als wären diese Häresien nicht bereits im fünften und sechsten Jahrhundert durch die Kirche proscribirt worden, und wie wenn Luther'scher Fatalismus oder Calvin'scher Determinismus etwelchen Anspruch auf Katholicität hätten. Man hat es einmal den Schriften von Sartorius nachgerühmt, sie vereinigten theologische Gelehrsamkeit mit ascetischer Erbaulichkeit. Aber Erbaulichkeit, die nicht auf klarem Verständniß der christlichen Heilswahrheiten beruht, artet in langweilige Salbaderei aus. Diese macht sich z. B. in Sartorius' Meditationen über die wirkliche Gegenwart des Herrn im Altarssacrament fühlbar. Wie wird da der tief-mysteriöse Gehalt des hl. Meßcanons so arg carrikirt und die morsche Grundlage der Luther'schen Ansichten über das Abendmahl in künstlicher Weise sublimirt! Was der protestantische Generalsuperintendent dort Gutes sagt bis zur Berufung auf das „**Lauda Sion**“ hin, ist eben die alte katholische, in der Kirche unwandelbare Wahrheit, die von der Häresie Anfangs noch fragmentarisch hinübergenommen wurde, als Fragment aber mit natürlicher Consequenz immer mehr verflüchtigt werden mußte. Aehnlich ist's Sartorius einmal mit einer Marienpredigt gegangen. Diesen „katholisirenden“ Herren, die nach subjectivem Belieben sich und ihre Schriften mit den fremden Federn der Kirche schmücken, sollte aber ob ihrer

Inconsequenz herzliche Schamröthe in's Gesicht steigen; sie möchten wohl theilweis und zu Zeiten und mit Reservirung einer Hinterthür, doch nicht ganz und immer und offen, wie es Christgläubigen geziemt, zur unabsehbaren Schaar Derer gehören, welche nimmer müde werden, die unbefleckte Gottesmutter mit englischem Gruß zu benedeien.

Rupp und Sartorius können als die beiden Antipoden der Königsberger protestantischen Theologie, wie sie während meiner Gymnasialjahre florirte, gelten; sie verkündeten einst von derselben Kanzel der Schloßkirche herab das „Wort Gottes", Letzterer meist vor leeren Bänken, Ersterer vor gefülltem Haus; denn der vornehme und niedere Pöbel jauchzte dem liberalen Kanzelredner Beifall zu; es fehlte der „Stadt der reinen Vernunft" nicht an blasirten „Culturlümmeln", denen positiv-religiöser Gehalt auf ein Minimum oder auf den Nullpunkt reducirt war. Die Mitte zwischen dem Extrem von Sartorius und Rupp barg in sich die verschiedensten Elemente. Es gab Prediger, die mit ihrem Anhang noch Spuren des in den dreißiger Jahren proscribirten „Muckerthums" an sich trugen. Häupter dieser Secte waren bekanntlich Ebel und Diestel gewesen; ihren geistigen Vater und Anknüpfungspunkt hatte dieselbe aber in und an dem wunderlichen Theosophen Schönherr gehabt. Die Absichten dieser Leute waren gewiß von vornherein gut, im Princip dieselben, wie sie einst Graf Zinzendorf bei Stiftung der herrnhutischen Brüdergemeinde verwirklicht. Aber das Fliehen aus „Babel" endete gar kläglich, weil man eben nicht in jenem auf festen Fels gebauten Haus einkehren und Herberg nehmen wollte. Man vermeinte auf den Geist gesäet zu haben; allein es war nicht gesunder „zelus", sondern krankhafte „passio" das treibende Agens; daher endete man im Fleisch, wie die

Wiedertäufer; der erste Adam ward auf den Thron gesetzt. „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ — Hievon abgesehen, huldigten nicht wenige Prediger der freien, „lichtfreundlichen“ Strömung; andere hingegen standen der streng-confessionellen Richtung von Sartorius, wenn auch in verschiedenen Schattirungen, näher. Organ der letztern war das „Evangelische Gemeindeblatt“, dessen Redacteur, zugleich Verfasser einer Erklärung des Luther'schen Katechismus, in der Weise eines Pietisten nach Basler Schnitt auf den „römischen Aberglauben“ herabsah. Eben demselben gestrengen Sionswächter, dessen Einfluß nun im Sinken ist, mußten die Missionen im katholischen Ermland ein Dorn im Auge sein; wie ich mich erinnere, rechnete er's dem Prediger einer kleinen Stadt zum besondern Verdienst an, daß die Glieder seiner protestantischen Gemeinde nicht wie „leider“ in andern Orten sich veranlaßt fühlten, eine oder die andere Missionspredigt der Jesuiten anzuhören. — Ich besuchte als Gymnasiast den Gottesdienst in verschiedenen Kirchen Königsbergs; nirgends fühlte ich mich auf die Länge befriedigt; ich suchte und fand — das dank' ich Gott noch heute — endlich auf der Kanzel der Löbenicht'schen Kirche den Mann, der mich seitdem nachhaltig gefesselt und für mein inneres Leben von großem Einfluß gewesen. Es war Lehnerdt, der jetzige Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, eine liebliche Erscheinung auf der Kanzel und im Leben. Ein Märker von Geburt und zu Berlin in der Schule Schleiermachers und Hegels gebildet, ist er gerade durch gründliche historische Bildung von den Einseitigkeiten seiner Lehrer frei geblieben; die starren Formen der Schulsysteme banden ihn nicht. Seit er als junger Docent an die Königsberger Universität gekommen,

brachte er ein treffliches Ferment in die Provinz Preußen. Die rationalistische Bibelexegese eines Heidelberger Paulus und Genossen hat er in Schrift und Wort meisterhaft abgefertigt; seine Untersuchungen über Osiander und den Osiandrianismus werden wegen der dazu benützten archivalischen Quellen bleibenden Werth behalten. Ueberdieß war Lehnerdt, wie selten einer, in den Schriften der Kirchenväter orientirt; und es ist zu bedauern, daß er seine Vorarbeiten für Dogmengeschichte nicht zum Abschluß gebracht und veröffentlicht hat. Ich genoß von ihm den sog. Confirmandenunterricht und erhielt durch die Innigkeit und Wärme, mit welcher er von Gott und Welt, Mensch und Sünde, Christus und dem Heil zu unsern Herzen sprach, ein heilsames Reagens und Complement zu dem in den Religionsstunden des Gymnasiums Gehörten. Von vornherein schenkte er mir besondere Zuneigung, und als er Ostern 1851 Königsberg verließ, um die durch Neanders Tod in Berlin vacant gewordene Universitätscatheder einzunehmen, verlor ich durch seinen Weggang eine große Stütze, die er aber in spätern Jahren, als ich ihm wieder örtlich nahe gerückt ward, mit noch intensiverer Liebe mir zu Theil werden ließ.

Es wäre mir äußerlich nicht möglich gewesen, den ganzen Gymnasialcurs durchzumachen, hätte nicht der „Verein für Wissenschaft und Kunst“ (auch ostpreußische Friedensgesellschaft genannt), an dessen Spitze damals der eher um Restauration der herrlichen Marienburg verdiente, als gegen die Kirche billige Minister von Schön stand, mir die materiellen Mittel in großmüthigster Weise gewährt. Dieß und der Umstand, daß ich jüngern Schülern Privatstunden ertheilte, sicherten meine Subsistenz, und so konnte ich nach Absolvirung aller Klassen schon Ostern 1852 das Abiturientenexamen be-

stehen. Ich bezog die Albertus-Universität, um auf derselben mich dem Studium der Philosophie und Theologie zu widmen. Rathke, der unlängst verstorbene berühmte Mediciner, trug mich als Prorector Magnificus in die academische Matrikel ein; Drumann, der durch seine gelehrte, aber verfehlte römische Geschichte und durch die Monographie über Papst Bonifaz VIII. bekannte Historiker, inscribirte mich in's philosophische, Jacobi in's Album der theologischen Facultät. Das Studienjahr, das ich auf der Albertina zubrachte, war sehr lückenhaft. Ich fiel im August 1852 in ein heftiges Nervenfieber; es war eine Krankheit zum Tode; die Aerzte gaben mich auf, aber Gott errettete mich wunderbar aus der Lebensgefahr, und so genas ich nach viermonatlichem Krankenlager wieder.

In der philosophischen Facultät hörte ich vornehmlich Johannes Voigt. Ich stand diesem berühmten Geschichtschreiber schon als Gymnasiast näher; als Student wurde ich sein Amanuensis. Es ist bekannt, daß er durch sein Werk über Hildebrand, als Papst Gregor VII., auf dem Gebiet mittelalterlich-historischer Forschung neue Bahnen gebrochen hat. Angeregt durch den sinnigen Luden, unternahm er es, die hehre Gestalt jenes Gregorius in ihrer wahren Größe und Erhabenheit auf dem Grund authentischer Zeugnisse und namentlich des brieflichen Materials darzustellen. Mag immerhin diese seine Arbeit schon theilweis durch Stenzel und Giesebrecht berichtigt und nun vollends durch die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn Gfrörers, der Gregors universale Thätigkeit und epochemachende Persönlichkeit auf die allseitigste Weise gewürdigt hat, überflügelt worden sein, — es bleibt eine unsterbliche That von Johannes Voigt, schon in den ersten Jahrzehnten unsers Säculums ein so objectiv-getreues und herrliches Lebensbild von dem größten

Manne des eilften Jahrhunderts gezeichnet zu haben. Als Voigt aus dem Heimathlande Thüringen nach Königsberg übersiedelte und ihm hier die Leitung des Geheimen Provincial-Archivs übertragen ward, veranlaßte ihn die Durchforschung der Schätze des letztern, sein umfassendes Werk über preußische Geschichte zu schreiben. Es ist dieß eine wahre Fundgrube der solidesten Untersuchungen, die nur spärliche Nachlese für die Nachgebornen hinterlassen hat. Dieselbe von dem modernen Jargon sich fernhaltende, ächt-wissenschaftliche Gründlichkeit und Objectivität, die alle Arbeiten von Voigt so trefflich kennzeichnet, war auch charakteristisches Merkmal der durch Uebungen auf dem Gebiet der Diplomatik noch mehr belebten Vorlesungen über neuere Geschichte seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, die ich bei ihm hörte. Merkwürdig, daß der Nachwuchs junger Historiker auf der Albertina sie nur äußerst spärlich frequentirte; Voigt war eben nicht der Mann für diese einstigen „berechtigten Träger der Wissenschaft."

Die philologischen Disciplinen tradirten zwei, im classischen Alterthum gewiß in seltener Weise heimische Gelehrte, Lobeck und sein Jünger Lehrs. Aber ihre doctrinelle Methode behagte mir so wenig, ja war für mich so antipathisch, daß ich vorerst die vom Gymnasium auf die Universität mitgebrachte Vorliebe für linguistische Studien zurücktreten ließ.

Die Philosophie war durch den Herbartianer Taute und durch Rosenkranz, Hegels Schüler und Biograph, vertreten. Bei Ersterem nahm ich die obligaten Vorlesungen über Logik und Einleitung in die Philosophie an. Es erheischte aber in der That die größte Ueberwindung, dieselben auch nur in etwa regelmäßig zu besuchen. Für das eigentliche Object des Collegs

ward nicht viel mehr geboten, als aus den üblichen philosophischen Propädeutiken bekannt ist. Ich glaube, man muß es der Jahrzehnte lang trüben äußern Stellung Taute's mit zuschreiben, daß seine academische Wirksamkeit so gering war. Als Herbartianer konnte er unter dem Ministerium Altenstein, das eben nur dem Hegelthum Protection angedeihen lassen zu müssen glaubte, so wenig wie der Göttinger Geschichtschreiber der Philosophie, Ritter, aufkommen, und er ist ein geknicktes Rohr geblieben. Sein Buch über Religionsphilosophie hätte viel mehr Beachtung verdient, als ihm factisch zu Theil geworden; es ist in manchen Partien (z. B. die Deductionen über die Beweise für das Dasein Gottes) das Resultat sehr fleißiger Forschung. Rosenkranz war in seinem philosophischen Standpunkt und in der äußern Erscheinung auf dem Lehrstuhl das ganze Gegenstück von Taute. Ein beredter Anwalt der Philosophie Hegels, jedoch in der Weise, daß er der scholastischen Form poetischen Anstrich und Reiz zu geben verstand, konnte er nicht umhin, seine Zuhörer so zu fesseln und zu spannen und für sich einzunehmen, daß ich bedauerte, durch meine Krankheit gehindert worden zu sein, ihn längere Zeit zu hören. Ich ließ es mir angelegen sein, die viva vox durch das Studium seiner zahlreichen Schriften zu ersetzen; seine Anschauungen nahmen mich gefangen; erst später in Leipzig übte sich mein kritischer Scharfblick, um mich aus den Schlingen derselben loswinden zu können.

Wie bereits erwähnt, war damals Decan der theologischen Facultät Jacobi, Lehnerdts Nachfolger in der kirchengeschichtlichen Professur. Ich kenne unter denen, die aus August Neanders Schule hervorgegangen, keinen treueren Schüler jenes Berliner Kirchenhistorikers, als eben Ja-

cobi und vielleicht auch Schneider, dem die Anfänge der kirchlichen Historiographie erst von Neander — er nennt ihn „**pater historiae ecclesiasticae**“ — herzudatiren scheinen. Jacobi nun hat neben seinen Abhandlungen über die Lehre des Pelagius, über die fälschlich nach Origenes benannten **Philosophumena** und neben dem curiosen Vortrag über die Verwandtschaft zwischen den alten Concilien und den Versammlungen der Evangelischen Allianz — vornehmlich ein im ersten Theil steckengebliebenes Lehrbuch der Kirchengeschichte, eine Epitome aus Neanders größerem Werk, die alle Mängel desselben in quantitativ verkleinertem Maßstab wiedergibt, geschrieben und sodann die dogmengeschichtlichen Vorlesungen von Neander aus dessen Heften herausgegeben. Auf der Catheder trat er mit großem Selbstbewußtsein auf; im persönlichen Umgang suchte er jüngere Studierende an sich zu ziehen. So bildete sich ein Kreis von Anhängern um ihn, die ihn allwöchentlich besuchten, und mit denen er eine Auswahl theologischer Literaturerzeugnisse las. Dieß scheinbar unschuldige, ja zweckmäßige Lesekränzchen artete aber in Cliquenwesen aus; es fehlte nicht an unreinen Elementen, und überdieß machten sich geistig unbedeutende Leute dort breit; die Phrasen „Pietismus“, „Orthodoxie“, „innere Mission“ ꝛc. verfingen sehr viel. Wer nicht mithielt, galt als berufslos. Ich fühlte mich eben so wenig durch Jacobi's Vorlesungen über Kirchengeschichte und Paulinischen Lehrbegriff befriedigt, wie durch den Geist, der in jenen Lesekränzchen wehte, angeregt, sie öfter zu besuchen. Ich paßte nicht in diese Gesellschaft und mied sie darum. Es widersprach meiner Individualität, mich am Gängelbande führen zu lassen durch Subjectivisten, die nun zufällig davon Profession machten, als „Pietisten“ und Generalpächter wahrer

Frömmigkeit zu gelten. Eins aber danke ich noch heute Jacobi, daß er mich auf historisch-theologische Monographien aufmerksam machte und mir namentlich auch das Hasse'sche Buch über den hl. Anselm von Canterbury in die Hand gab. Dieß regte mich nachhaltiger an, als Hoßbachs Schrift über Spener und den Pietismus, die ich einmal behufs Abfassung einer Semestralarbeit durchlas. — Die theologische Encyclopädie, die der reformirte Consistorialrath Sieffert vortrug, ließ mich kalt; ich fand einigen Ersatz an der Lectüre von Schleiermacher's, Pelt's und Hagenbach's in jenen Bereich einschlägigen Arbeiten.

Die alttestamentliche Exegese vertraten Sommer und Simson. Ersterer, Verfasser von „biblischen Abhandlungen", die den Standpunkt von Nitzsch und Bleek ausprägen, war insonderheit auf dem Gebiet biblischer Archäologie und Geographie trefflich orientirt; ich hörte ihn sehr gern und erhielt durch seine Vorträge eine gute Grundlage für das Verständniß der Tuch'schen Collegien in Leipzig. Simson verstand es, in grammatisches Interpretiren auserwählter Partien der Schriften des Alten Bundes nach Ewald'scher Methode einzuschulen. Seinen theologischen Standpunkt habe ich nie getheilt; er verdiente es aber nicht, dieserhalb von seinen Glaubensgenossen, die ja von der „Freiheit der Schriftforschung" so viel Aufhebens machen, verdächtigt und zurückgestellt zu werden.

Den Römerbrief exegesirte zu meiner Zeit Gebser, der in sehr löblicher Weise gar keinen Hehl daraus machte, ein liberaler Rationalist zu sein, und in dieser Art die Ideen des hl. Paulus auslegte. Auf seinen Reisen hatte er sich einige Kenntnisse von neutestamentlichen Handschriften erworben, die er gelegentlich an den Mann brachte. In frühern Jahren war ihm das Gebiet der altchristlichen Poesie nicht fremd geblieben. Von

seinen patristischen Studien zeugen seine Anmerkungen zum St. Jacobus-Brief, die er Ende der zwanziger Jahre veröffentlichte. Natürlich ist's, daß er sich mit Vorliebe auf die Repräsentanten der Antiochenischen Schule berief, obwohl dieselben doch sehr energisch gegen ihre Vermengung mit der modernen Exegese, die aus der hl. Schrift ein menschliches Lesebuch macht, protestirt haben würden. Daß Gebser es mit dem apostatischen Georg von Polenz hielt, der in Luthers Auftreten die Geburt eines neuen Christkindes begrüßte, darf nicht befremdlich scheinen. — Fast tödtliche Langweile empfand ich in Erbkams Vorlesungen über die Thessalonicherbriefe. Es hat Erbkam sehr geschadet, daß er, statt sich zu concentriren, auf die verschiedensten theologischen Fächer sich verlegte. „**Non omnia possumus omnes.**“ Besser wäre es gewesen, hätte er die Anfänge, die er in historischen Forschungen gemacht, weiter verfolgt. — Ein ganz junger Docent war damals noch Bernhard Weiß, des gleichnamigen Consistorialraths Sohn. Seine Vorträge über die Petrinischen Briefe waren frisch und lebendig. Auffallend blieb mir sein heftiges Polemisiren gegen De Wette, dem er doch, wie seine spätern Publicationen beweisen, so viel verdankt und nicht so fern steht. Hengstenberg hatte Recht, wenn er einem solchen Zerstückeln der hl. Schrift in disparate Lehrbegriffe gram war. Aber im Grunde hat auch hierzu bereits Luther den Weg gewiesen durch seine einseitige und ungerechtfertigte Berufung auf den mißverstandenen hl. Paulus mit Verwerfung der „Strohepistel“ St. Jacobi. Dem Protestantismus unseres Jahrhunderts war es vorbehalten, die „biblische Theologie“ bis in's Kleinste und Feinste zu cultiviren, über die verschiedenen „Lehrbegriffe“ der einzelnen Apostel weitschichtige Bücher zu schreiben, um

wo möglich im Kanon der heiligen Schriften für die verschiedenen Farbenspiele der modernen Weisheit die Prototype ausfindig zu machen; und dieses anatomische und atomistische Verfahren hat Manche dahin gebracht, ihre erklügelten Kategorien auch auf die verschiedenen Epochen der Kirchengeschichte zu appliciren, und wie weiland mittelalterliche Schwärmer, von einem petrinischen, paulinischen und dem zukünftigen johanneischen Zeitalter der Kirche zu sprechen.

Neben den theologisch-philosophischen Vorlesungen, die ich auf der Albertina während meiner beiden ersten academischen Studiensemester hörte, wohnte ich auch den Uebungen des polnischen Seminars bei. Der wackere Pfarrer Gregor, ein tüchtiger Pädagog und ein Mann ohne Falsch, leitete sie. Es werden mir die Stunden, die ich da verlebte, stets eine liebe Erinnerung bleiben. — —

Zu den vielen milden Stiftungen meiner Vaterstadt zählt eine, deren Ursprung in den Anfang des 16. Jahrhunderts, in die gutkatholische Zeit noch vor Beginn der sog. Reformation, hinaufreicht. Damals starb zu Leipzig ein Allensteiner, Namens Knolleisen, als Professor der dortigen Universität und Domherr der Merseburger Kathedrale. Er legirte sein jetzt von dem Leipziger Stadtrath verwaltetes Vermögen zu dem Zwecke, aus den Zinsen desselben Allensteinern und Ermländern überhaupt, die den Nachweis ihres actuellen Studierens auf der Leipziger Universität führen, die nöthigen Subsistenzmittel zu gewähren. Als ich im zweiten academischen Semester stand, wurde dieses Knolleisen'sche Stipendium vacant; der Allensteiner Magistrat, als rechtmäßiger Collator, verlieh es mir. Ich nahm es, dem Rathe meines theuren Lehrers Johannes Voigt folgend, dankbar an, besorgte mir von der Albertina die Exmatrikel und verließ Ostern 1853

Königsberg, um gleich darauf nach Leipzig zu gehen und dort das Studium der Theologie und Philosophie fortzusetzen. Es war mir in jeder Hinsicht heilsam, daß ich über den engen Kreis der heimathlichen Provinz hinaus in das Herz von Deutschland kam. Schon die Reise durch Posen, Pommern, die Mark und die Anhalt'schen Herzogthümer brachte des Anregenden eine reiche Fülle. Es fiel mir der Abstand zwischen Gegenden mit katholischer und mit protestantischer Bevölkerung in mehr als Einem Betracht auf; doch war ich noch weit davon entfernt, darüber tiefere Reflexionen anzustellen; es blieb Alles im Bereich dunkler Gefühle und Ahnungen. Beispielsweise erweckten die ärmlichen Dörfer im Großherzogthum Posen mit ihren schlichten Bauernhütten, neben denen die Kreuze und Bildstöcke der Heiligen nicht fehlen, in mir mehr Sympathie, als die behäbige Eleganz, die sich allwärts im Pommer'schen kund gibt. Ich kam in Leipzig an zur Zeit, da die Ostermesse in höchstem Flor war. Welches Gewühl von Kaufleuten der verschiedensten Nationen, die sich durch die Hauptverkehrsstraßen wie Knäuel fortbewegten! Die freundliche Lage der Stadt mit ihrer historisch so merkwürdigen Umgebung gefiel mir von vornherein. Die Nähe von Dresden, der sächsischen Schweiz, Halle und Thüringen überhaupt lud mich ein, in den Vacanzen diese reizenden Gegenden zu besuchen und zu durchwandern. Durch Empfehlungen fand ich aller Orten wohlwollendes Entgegenkommen. Es kennzeichnet die Sachsen in ihrem Charakter ein gut Theil von humaner Gefälligkeit. Das Land nennt sich vorwiegend — in der Lausitz und den Hauptstädten haben nicht unbedeutende Reste des Katholicismus, für die ein apostolischer Vicar in Dresden als geistlicher Oberhirt bestellt ist, die verheerende Fluth des 16. Jahrhunderts überdauert —

lutherisch, steckt aber factisch noch sehr im vulgären Rationalismus, wie auch die jüngsten Kammerverhandlungen über die neue Kirchenordnung dargethan haben. Ahlfeld und seine Gesinnungsgenossen sind mit ihrem stricten Lutherthum vereinzelte Erscheinungen auf der Kanzel. Welchen Kampf beschworen Hahn Ende der zwanziger und Harleß in den vierziger Jahren herauf, als jener in der bekannten „Leipziger Disputation" dem Rationalismus = Naturalismus den Scheidebrief geben wollte, und dieser das an die Stelle des Apostolischen getretene und in Leipzigs Kirchen gebrauchte, seichte Rosenmüller'sche Symbolum bekämpfte! Und zu meiner Zeit wurde allen Ernstes im Tageblatt der Streit wegen Correctur der Luther'schen Bibelübersetzung — dieses „noli me tangere", mit welchem so viele antikirchliche Meinungen des Protestantismus stehen und fallen — geführt.

Der Jurist Schilling inscribirte mich als Rector Magnificus in's Album der Leipziger Universität. Unter den Lehrern der theologischen Facultät besaß der Kirchenrath Winer zweifelsohne den bedeutendsten Ruf. In der Schule des großen, aber zu stark vergötterten Philologen Gottfried Hermann gebildet, hat er sich durch Bearbeitung der grammatischen Seite des neutestamentlichen Sprachidioms in sofern hohes Verdienst erworben, als er der linguistischen Willkür protestantischer Exegese gegenüber den Nachweis führte, daß auch die hellenistische Gräcität eine Behandlung nach gesicherten Principien zuläßt und erheischt. Nicht minder sind seine bibliographischen und lexicographischen Arbeiten beachtenswerth, wenn auch höchst einseitig. Denn das freilich in spätern Auflagen verbesserte und erweiterte „Handbuch der theologischen Literatur" verfolgt vorwiegend protestantische Sonderinteressen, getreu dem schon von den sog. Reforma-

toren befolgten Grundsatze, katholische Literaturerzeugnisse nach Kräften todtzuschweigen. Das „biblische Realwörterbuch" behandelt die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes in exegetischer, archäologischer und geographischer Hinsicht vom Stand- und Gesichtspunkte des neuern Rationalismus; immerhin bleibt es ein kritisch-brauchbares Repertorium der modernen Anschauungen und Verirrungen. Mit durch die Bewegung, die Möhlers „Symbolik" hervorrief, ward die Herausgabe der „Comparativen Darstellung der Lehrbegriffe der einzelnen Kirchenparteien" veranlaßt. Es zeichnet sich dieß Buch durch gründlichere Studien und größere Unparteilichkeit aus, als manche gleichzeitige Producte anderer Verfasser. Die verwandtschaftlichen Beziehungen, in welche Winer zu dem sinnigen Naturforscher Schubert durch Verheirathung schon in Erlangen getreten war, scheinen denselben zu größerer Positivirung in religiösem Betracht geführt zu haben. Als ich ihn persönlich kennen lernte, war er bereits körperlich geknickt und gebrechlich, sein baldiges Ende vorauszusehen. Mehrmals wollte er Vorlesungen beginnen, mußte sie aber, zumal wegen seines Augenleidens, aufgeben; so gleich in meinem ersten Leipziger Semester das Colleg über Protestantismus in historischer, sittlicher und wissenschaftlich-artistischer Beziehung unter Berücksichtigung der neuern Angriffe auf denselben. Später begann er Vorträge über „Symbolik", in welchen er aber über Darstellung der katholischen Dogmen nicht hinaus kam; wiedergenesen, gab er dann in einem kleinern Publikum einige Andeutungen über Katholicismus und Protestantismus in ihrem dogmatischen und ethischen Verhältnisse. Im Grunde konnte er trotz aller prätendirten Objectivität doch in der Kirche nichts wesentlich Anderes sehen, als was Luther und Calvin in ihr gesehen

haben, gleich als wäre deren Auslegung und Auffassung infallibel. Der gelehrte Winer gefiel sich in Nadelstichen gegen katholische Gebräuche, deren tief-mysteriösen Gehalt er besser verstanden und gewürdigt haben würde, wenn er z. B. den „Geist des Christenthums" von Staudenmaier gelesen, statt sich auf ein elendes Machwerk, wie „die katholische Kirche Schlesiens" und ähnliche Pamphlete aus der Zeit, da man den Rongeanismus anticipirte, zu berufen. Kein Freund des „αὐτὸς ἔφα" und des Schwörens „in verba magistri", nahm ich den unberechenbaren Gewinn aus seiner Schule mit, daß ich, um mich zu orientiren und mir über den kaum ehrlich begrabenen Gegner Klarheit zu verschaffen, zum Studium von Möhlers Schriften und katholischer Literatur überhaupt animirt ward. Im Uebrigen bekenne ich dankbar, daß Winer mir viel Vorliebe schenkte, daß er mich zu wissenschaftlichen selbstständigen Arbeiten, zur Lösung von Preisfragen u. s. w. anregte und in mir den Gedanken erweckte, das academische Lehrfach zum Lebensberuf zu erwählen.

Senior der Leipziger Theologen war Consistorialrath Großmann, Superintendent an St. Thomas, bekannt durch seine Philonischen Aufsätze und als Hauptstifter des Gustav-Adolf-Vereins. Der Mann, der, wenn er auf der Kanzel stand, seine Brust mit allen Eisbergen der Stoa zu kühlen schien, um nur nicht für sein Predigtobject zu erwarmen und zu erwärmen, der in wunderlicher Weise die Wunder der hl. Schrift umging und seine Zuhörer mit der Münze plattester Moral bezahlte, konnte sich und Andere für den schlimmsten Feind Deutschlands, der hinter der Maske evangelischer Frömmigkeit der arglistigste, falscheste, verlogenste Diplomat war, begeistern. Es gehört in der That ein hoher Grad von Blasirtheit, ein Pochen auf „das Helle vor sich, Finster-

niß im Rücken" — à la Baccalaureus im Faust — dazu, noch heutzutage nach Gustav-Adolf — dessen klägliche Figur selbst protestantische Geschichtsforscher an den Pranger gestellt haben — Vereine zu benennen, die „evangelische" Missionszwecke verfolgen. In der Politik, die diese Vereine zur Erreichung ihrer Sonderzwecke festhalten, mögen sie ihr Vorbild und Muster an dem Schwedenkönig gefunden haben; wohin ihre Absichten bei Stiftung neuer Gemeinden bis auf das jüngste Bregenzer Project hin auslaufen, liegt am Tage. Großmanns, des Urhebers dieser Vereine, academische Lehrthätigkeit war durch den Umstand, daß er als Mitglied der Ersten Kammer den größten Theil des Jahres in Dresden zubrachte, eine sehr beschränkte. Für das Verständniß der Apocalypse des hl. Johannes, die er einmal erklärte, war er gewiß am wenigsten geeignet; der Schwerpunkt seines Wissens lag in seinen Lieblingsstudien über den Philonischen Logos und das jüdische Sectenwesen; da hat er manch' schätzbares Material zu Tage gefördert; aber er durfte sich nicht berufen fühlen, damit auf scripturistischem Gebiet Operationen anzustellen.

Eine gefeierte dogmatische Größe war der jetzige Dresdener Oberhofprediger Liebner. In seiner Jugend hat er eine recht artige Monographie über Hugo von St. Victor verfaßt und sich auch später noch, wie aus gelegentlichen Abhandlungen hervorgeht, viel mit mittelalterlicher Mystik beschäftigt, von der einzelne Sätze nicht ohne Einfluß auf seine theologische Richtung geblieben. Nachdem er in Göttingen und Kiel gewirkt, war er an Harleß' Stelle nach Leipzig gekommen. Seine dogmatischen Vorlesungen trugen in Wesen und Form den Charakter seines bekannten christologischen Werkes an sich. Ihre Terminologie war schwer-

fällig, aber der Inhalt tief durchdacht und zum Nachdenken anregend, namentlich was die Fragen nach der immanenten Wesenstrinität und dem soteriologischen Proceß betrifft. In der Lehre von der Kirche hat Liebner gar zu wenig von den Victorinern lernen mögen; da nöthigte ihn sein Luther'scher Standpunkt, selbst Möhlers klaren und wahren Satz von dem ewig sich verjüngenden, stets sich erneuernden Sohn Gottes falsch zu verstehen und die Pantheismus-Kategorie in ungehöriger Weise anzuwenden. Daß Schleiermacher'sche Ideen nicht minder, wie Hegel-Schelling'sche Philosopheme von ihm theilweis adoptirt sind, unterliegt keinem Zweifel. Er steht Lange und Ebrard nahe; aber vor Ersterem, den seine poetische Ader oft zu sonderbaren Phantastereien veranlaßt, zeichnet ihn mehr dialektische Schärfe und speculative Tiefe; vor Letzterem, der sich in reformirt gefärbten Unionsgedanken verballhornirt hat, ein höherer Grad von Positivismus aus. Es ist schade, daß ein Mann so großer Begabung und so aufrichtigen Strebens nur fragmentarisch in die Substanz des kirchlichen Lehrganzen eingedrungen. Die Kirche, in welcher alle Gnaden- und Wahrheitsfülle hinterlegt ist und unversehrt durch das unfehlbare Magisterium fortgeleitet wird bis an's Ende der Tage, hat er nur höchst einseitig würdigen können.

Domherr Tuch (den drei ersten Professuren der Theologen- und Juristen-Facultäten Leipzigs ist jedesmal ein Canonicat von den ehemaligen Domcapiteln der im Sächsischen säcularisirten Bisthümer annex) ward mein Lehrer in alttestamentlicher Exegese und deren Hilfswissenschaften. Wer den Genesis-Commentar desselben kennt, weiß, daß Tuch mit consequenterer Kritik, als seine Vorgänger seit dem letzten Jahrhundert, die auf halbem Weg stehen geblieben, die

Hypothesen über die im Pentateuch vereinigten verschiedenen Schriftstücke, über die Jehova- und Elohim-Urkunden verfolgt und ausgebildet hat. Ein ähnlicher Standpunkt machte sich durchgängig in seinen Collegien über Einleitung in die heiligen Schriften, in seiner Erklärung des Propheten Isaias — mit dessen heutiger Redaction er scharfsinnige, aber unhaltbare Transpositionen vornahm — und des Buches Job 2c. geltend. Gesenius in Halle war sein Lehrer gewesen; er hat sich aber mehr an Ewald angeschlossen und namentlich von diesem die feine Eleganz grammatischer Deductionen sich zu eigen gemacht. Die Resultate seiner Kritik in materiellem Belang sind keine vereinzelte Erscheinung im heutigen Protestantismus. Tuch steht verhältnißmäßig noch immer in dem besonneneren Centrum und hält sich vom Extrem der äußersten Linken fern, deren Jünger triumphirend ausrufen: „Wie wir's zuletzt so herrlich weit gebracht!" Man findet ein Compendium dieses Tohuvabohu's von Experimenten mit dem Schriftcanon beispielsweise in dem De Wette'schen Lehrbuch. In der Geographie von Palästina war Tuch recht heimisch; er kannte die neuere Literatur darüber sehr genau und verstand es, über die Topographie des heiligen Landes zu orientiren, ohne in die Manier eines „sonnenden" Tobler zu verfallen, der Mücken seiht, nebenbei aber auch Kameele verschluckt. Ueber die Bekanntschaft der Hörsäle hinaus trat ich in engere Beziehung zu Tuch zunächst bei Gelegenheit einer von der Leipziger theologischen Facultät im Jahr 1853 gestellten Preisfrage, an deren Lösung ich ging. Es galt eine historisch-kritische Erörterung der messianischen Weissagung, die sich bei den Propheten Isaias (II. 2 ff.) und Michäas (IV. 1 ff.) fast mit denselben Worten vorfindet. Da die in diesen jedenfalls unfruchtbaren Gegenstand — bezüglich dessen

man weder dem einen, noch dem andern Propheten zeitliche oder sachliche Priorität mit Evidenz wird zu- oder absprechen, noch die Nothwendigkeit, eine gemeinsame dritte Quelle für Beide zu statuiren, erhärten können — einschlägige Literatur berücksichtigt werden sollte, so lernte ich aus diesem Anlaß eine reiche Fülle kritischer Producte des Protestantismus von verschiedenster Schattirung kennen. Wie viel Scharfsinn in diesem Labyrinth von Meinungen und Hypothesen vergeudet! Vilmar in Marburg hat Recht, wenn er in seiner, mit protestantischen Principien kaum vereinbaren „Theologie der Thatsachen gegenüber der Theologie der Rhetorik" gegen die bei den Epigonen der sog. Reformatoren (denen der Protestantismus auf der Höhe des heutigen Zeitbewußtseins gar keine Glaubensnorm, sondern lediglich eine, von allen Fesseln lösende, das subjective Belieben auf den Thron erhebende Potenz ist) gäng und gäbe Behandlungsweise der canonischen Schriften zu Felde zieht.

Theile habe ich drei Semester lang in Leipzig hören können. Bis an sein Ende verläugnete er nicht die Schule, die er bei Tzschirner, Illgen, Rosenmüller durchgemacht. Er hielt's, wie Tischendorf in seinem Necrolog bemerkt, lieber mit Pelagius, als mit dem hl. Augustinus. Seine Recognitionen des hebräischen und griechischen Bibeltextes sind recht verdienstliche Arbeiten; auch war er um derselben formalkritischen Befähigung willen zur Betheiligung an der Stier'schen Polyglotte sehr geeignet. Mit den Dogmen der für die lutherisch-sächsische Landeskirche verbindlichen symbolischen Bücher zerfallen, hat er den äußern Symbolzwang in Schrift und Wort hart bekämpft. Seine „Aphorismen über alten und neuen Glauben" decken die Metamorphosen, die der Protestantismus durchgemacht, die Kluft, die zwischen den

Anschauungen des 16. und 19. Jahrhunderts liegt, schlagend auf. Der modernen Dogmatik, die der alten Orthodoxie den Purpurmantel der Zeitphilosophie umhängt und oft ein unwürdiges Mummereispiel treibt, war er gram. Als das „Leben Jesu" von David Strauß die Gelehrten und in populären Bearbeitungen auch das Volk in Bewegung setzte, trat neben den Vielen, die sich berufen fühlten, in die Schranken zu treten, auch Theile mit einem Büchlein: „Zur Biographie Jesu" betitelt, auf. Sein skeptischer Rationalismus war aber der Hegel'schen Dialektik von Strauß (dessen Buch nur in der Form und consequenten Durchführung als eine dazumal befremdliche Novität, im Inhalt aber als eine Mosaik von längst verkündeten Theorien zu gelten hatte) eben so wenig gewachsen, als das halbirend-kritische Ja-Nein-Verfahren des unter officiösen Auspicien schreibenden August Neander. Alle in jener Zeit erschienenen Streit- und Wehrschriften haben zur Genüge die Nichtigkeit und Unhaltbarkeit des Sola-Scriptura-Grundsatzes constatirt. Anlangend nun die Theile'schen Collegien, die ich besuchte, so waren sie durchgängig in einem Ton gehalten, der den Zweifel in der Seele des Hörenden anregen und festigen konnte, aber an die Stelle des angeblich weggeräumten Schuttes so sehr wenig Grundsteine für ein Gebäude gab, in welchem sich Denken und Fühlen auf die Länge wohnlich einzurichten vermochte. Seine Vorträge über das Recht der Philosophie in der Theologie betonten im Wesentlichen Kant's und Fichte's (in seiner frühesten Entwicklungsperiode) religionsphilosophische Grundanschauungen; die Philosophie eines hl. Anselm mit ihrem ewig gültigen „credo ut intelligam", die auf dem freudigen und lebendigen Offenbarungsglauben fußt, kam nicht zu ihrem Recht. Die Vorlesungen über „christliche

Ethik" enthielten manch' werthvolle, practische Winke, die ich in dem bekannten Lehrbuch von Harleß vermißte. Wie aber der Protestantismus das Glaubensrevier enger gesteckt hat, so müssen seine Vertreter eine Fülle von sittlichen Lebensbeziehungen, die der Katholicismus betont, überhaupt in den Hintergrund treten lassen. Ist doch bis auf den syncretistischen Georg Calixt von Helmstädt hin gar keine Luther'sche Moraltheologie zu Tage gefördert worden, und was sich später seit dem 18. Jahrhundert unter diesem Namen in die literarische Welt einführte, konnte wohl die heidnischen Cardinaltugenden, aber nicht die specifisch-theologischen Tugenden würdigen, ließ höchstens Pflichten, aber keine Räthe gelten. Theile's „practische Dogmatik" nahm die Epitome der Luther'schen Concordienformel zum Substrat einer fortlaufenden, unnachsichtigen Polemik, die darauf hinaus kam, daß einmal die Lehren jener „Concordia discors" der gesunden Vernunft und ihren Postulaten widersprächen, daß aber andererseits auch ihre Beweisführung aus der hl. Schrift mit unbefangener Exegese nicht in Einklang gebracht werden könnte. Das formale Princip des Protestantismus wurde eifrig verfochten, um den symbolischen Büchern obligatorischen Charakter zu derogiren; dagegen das materiale Princip gedreht und gedeutelt, um die einseitige Schroffheit desselben heraus zu experimentiren. In den exegetischen Vorlesungen über die Briefe des hl. Johannes fesselte Theile mich so lange, als er philologisch-hermeneutische Fragen berührte; sobald er aber auf Entwicklung der johanneischen Ideen über den Logos u. s. w. gekommen war und nun in der Weise eines Heidelberger Paulus verfuhr, bemächtigte sich meiner — der ich damals mit großer Vorliebe in Ullmanns Buch über das Wesen des Christenthums mich hineinlebte — eine so entschiedene Anti-

pathie gegen diesen rationalistischen Standpunkt, daß ich für die Folge aus Theile's Hörsaal ganz wegblieb. Bald darauf ist er gestorben, ein Mann gewiß des redlichsten Strebens, an den ich nicht ohne Wehmuth zurückdenken kann. Das Suchen und Nichtfinden der vollen Wahrheit und des himmlischen Friedens war ihm an die Stirn als Signatur geschrieben.

Theile's Schüler, Anger, bei dem ich den Jacobusbrief hörte, ist sicher ein gelehrter Exeget und hat scharfsinnige Combinationsgabe, namentlich auch durch seine Chronologie der Apostelgeschichte, documentirt; aber für das theologische Studium zu begeistern, war er nicht im Stande; überall kleinliches Sich-Abmühen mit dem Kopfe; die pectorale Seite kam ganz und gar zu kurz.

In den ersten Semestern meines Leipziger Aufenthalts war Constantin Tischendorf, seit Jahren eine europäische Celebrität, zumeist auf wissenschaftlichen Reisen; erst seit dem Herbst 1854 konnte ich bei ihm Collegien über „Evangelische Synopse" und „Leben Jesu" annehmen. Dadurch, daß ich auch Mitglied der von ihm geleiteten „Exeget. Gesellschaft" ward, trat ich ihm näher, und er nahm mich in ganz besondere Affection. Tischendorfs paläographische und textkritische Arbeiten werden von unsterblichem Verdienst bleiben. Man denke an seine Ausgabe des Codex Ephraemi, des Amiatinus, an die Edition der apokryphischen Evangelien und Acten, an die Textes-Recension des Neuen Testamentes (die, bevor durch Card. Mai und P. Vercellone die Königin der Handschriften, der Vaticanische Codex, an's Licht der Oeffentlichkeit getreten, jedenfalls die beste und auch der Lachmann'schen Arbeit vorzuziehen war) und so viele andere Publicationen von ἀνέκδοτα auf heiligem und pro-

fanem Gebiet, die in dem Bibliotheksstaub der verschiedensten Länder bislang unbeachtet lagen! In diesem textkritischen Betracht, worin der Schwerpunkt von Tischendorfs literarischem Wirken liegt, bekenne ich dankbar, von ihm durch seine Vorlesungen und noch mehr durch persönlichen Umgang treffliche Anregungen erhalten zu haben, so daß ich seitdem paläographische Studien zumeist unter Anleitung der noch immer mustergültigen Benedictiner mit Interesse verfolgt habe.

In die Leipziger Theologen-Facultät kam zu meiner Zeit durch Brückner, den Wiederbearbeiter des De Wette'schen Commentars zum Neuen Testament, ein neues Element, ein frisches exegetisches Talent. Er begann mit „Charakteristiken neutestamentlicher Persönlichkeiten", die wegen der Verbindung des doctrinellen Moments mit dem erbaulichen auf den Hörerkreis guten Eindruck machten. Für mich speciell dienten sie zu großer Erquickung, deren ich nach einseitiger Arbeit auf dem trockenen Stoppelfelde kritischer Schriftauslegung bedurfte.

Neuere Kirchengeschichte hörte ich Kahnis, den Nachfolger von Niedner, vortragen. In Halle gebildet und einst im Bunde mit Heinrich Leo ein wackerer Kämpfer gegen die extremen Ausschreitungen der titanenhaften Junghegelianer, später in Berlin immer positiver geworden und schließlich in Breslau unter den Stürmen des Jahres 1848 zum Altlutherthum übergetreten, hat Kahnis das confessionelle Gepräge des letztern mit nach Leipzig hinübergenommen und allweg geltend gemacht, daß „Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr." Mehr gelungen als die dogmenhistorische Arbeit über die Lehre vom Abendmahl — in welcher er vergebens versucht, die Conformität Lutherscher Theorie mit der altkirchlichen, patristischen nachzuweisen —

ist seine Streitschrift gegen Nitzsch, den Berliner Hauptmann der Preußischen Union, deren Urkunden derselbe gesammelt und mit einem Vorwort — Bunsen, der Zukunftskirchenmann, nannte es ein „apostolisches" — herausgegeben hat. Kahnis hatte bei Gelegenheit einer Leipziger Predigerconferenz einen Vortrag über die modernen Unionsbestrebungen hinsichtlich des Lutherthums und der reformirten Confession gehalten und dargethan, daß es den Unionstheologen bislang nicht gelungen und überhaupt eine Unmöglichkeit sei, ein gemeinsames Consensus-Symbol für das höhere Dritte über Lutherthum und Calvinismus aufzustellen, ohne wesentliche Unterschiede in adiaphoristischer Weise zu verwischen. Eingedenk des „**Tunc tua res agitur, proximi quum paries ardet**", wollte Kahnis die sächsischen Pastoren vor dem confessionellen Wirrwarr des Nachbarlandes bewahren und ihnen das Festhalten am Luther'schen Bekenntniß recht lieb und werth machen. Nitzsch in Berlin glaubte den auf sächsischem, vom Unionshauch noch nicht angewehten Boden schnell zur Säule der Orthodoxie herangereiften Professor mit Schleiermacher'scher Ironie abfertigen zu können. Es ist ihm aber eben so wenig wie seinen Gesinnungsgenossen Stier („unlutherische Thesen") und Julius Müller („Wesen der evangelischen Union"), geglückt, stringente Gegenargumente vorzubringen. Ich verfolgte den hitzig gewordenen Streit mit lebendiger Theilnahme. Kahnis antwortete Nitzsch in einem würdig gehaltenen Sendschreiben: „Die Sache der Lutherischen Kirche gegenüber der Union", dessen Inhalt mich doch in etwa an meinen preußisch-unionistischen Idealen irre machte; noch mehr aber das bald darauf erschienene, durch Klarheit und Schärfe der Deductionen ausgezeichnete Buch über die innere Entwicklung des Protestantismus seit der

Mitte des vorigen Jahrhunderts. Kahnis hat die Misère des Protestantismus und namentlich die in thesi und praxi völlige Unhaltbarkeit der Union mit großer Wahrheitsliebe aufgedeckt. Man muß die kleine Schaar der Altlutheraner, die um ihres Bekenntnisses willen so viele Verfolgungen freudig erduldet haben, von ganzem Herzen bedauern. Sie kennen und wollen eben nur das Christenthum in der Ausprägung des genuinen Luther kennen und üben. Ihre Theologen sind freilich uneinig geworden, indem die einen als „Neulutheraner“ den Amtsbegriff in katholisirender Weise betont haben und, wie z. B. der Schweriner Oberkirchenrath Kliefoth, nur den Wittenberger Reformator nach dem Jahr 1525 — nachdem er seine revolutionären Ideen abgestreift — als normal gelten lassen, die andern aber diesen Puseyismus nicht unterschreiben mögen. Wie viel edle Kraft reibt sich in diesem Antagonismus im eigenen Heerlager, gegen die Union und die verschiedenen Secten des Protestantismus auf, während die Mutterkirche bis an's Ende unbeachtet und unverstanden bleibt, sie, in der allein die Totalität göttlicher Wahrheit und Gnade hinterlegt ist!

Neben Hölemann, dem Verfasser einer sinnigen Auslegung des johanneischen Prologs, waren lutherische Bundesgenossen von Kahnis besonders die beiden Lindner, Vater und Sohn. Ersterer, ein ehrwürdiger Greis, dem sein Kampf gegen die Freimaurerei und seichte Dinter'sche Pädagogik theuer zu stehen gekommen war, erinnerte mich in seinem Auftreten an einen Klaus Harms. Seine „Apologetik“ und „Katechetik“ hielten sich von allem gelehrten Anstrich fern; es kamen uns Hörern aber die darin verwertheten Erfahrungen zu Statten, die der alte Jubilar durch langjährige Praxis im Schulfache gesammelt. Schweizerisch-Reformirtes galt ihm ziemlich iden-

tisch mit Rationalistischem; der „Catechismus Lutheri“ war für ihn das Hauptbuch; er wußte aber nicht, daß das Gute darin längst und immer von der Kirche gelehrt war, daß der abtrünnige Mönch nur viele Dogmen arg beschnitten, wie der Jud den Dukaten, und daß es eitel Ruhmredigkeit des „Wittenberger Reformators“ war, wenn er im eigensten Entzücken erklärte, vor ihm habe auch nicht ein einziger Mensch gewußt, was Glaube, Buße, Rechtfertigung sei. Der alte Lindner pries oft die Gnade, zu der von Luther erneuerten apostolischen Gemeinschaft zu gehören; denn der Papst war ihm schließlich der Antichrist, eine vor der St. Peterskirche gelagerte Sphinx, um alles Lebendige zu verschlingen, die katholische Kirche im Grunde nur ein von klugen, egoistischen Priestern zum Behuf weltlicher Herrschaft gegründetes Institut. Für den „Gottesmann“ κατ᾽ ἐξοχὴν hätte er gern das Prädikat „Kirchenvater“ zu allgemeiner Geltung gebracht; daß man dessen Weib, das die Gelübde gegen den himmlischen Bräutigam, die „corona virginum“, gebrochen, durchgängig Katharina von Bora und nicht Katharina Luther nennt, daran nahm er natürlichen Anstoß. Narrheit ist's doch zum Mindesten, wenn man gar Luthers Familienleben als Musterbild der Jetztzeit vorhalten will. Man thut am besten, das Thema einer solchen sacrilegischen Ehe gar nicht zu berühren. — Des jüngern Lindner, der durch seinen horrenden sittlichen Fall dem Vater gewiß großes Herzeleid bereitet, Vorlesungen über Kirchengeschichte hatte ich wohl belegt; sie langweilten mich aber in dem Grade, daß ich sie nur selten besuchte. Ich fand reichen Ersatz durch das häusliche Studium kirchenhistorischer Werke von Neander, Gieseler, Niedner, Schröckh u. s. w. Besonders fesselte mich der reichbegabte Jenenser Geschichtschreiber Carl Hase, der sich

von vielen Einseitigkeiten in Darstellung kirchlicher Verhältnisse ferngehalten. Man preist insgemein die Gründlichkeit und Gelehrsamkeit eines Gieseler; Ein Baronius wiegt aber all' die kärrnerhaften Arbeiten seit den Magdeburger Centurien her vollends auf. Bei Niedner fand ich viele Goldkörner hinter ungenießbarer Schale; seine Schreibweise ist doch gar zu sehr verzwickt und den philosophischen Kategorien der Schule angepaßt. Mit Neanders Standpunkt, wie er sich in der großen Zahl seiner monographischen und allgemeingeschichtlichen Arbeiten kundgibt, konnte ich mich auf die Länge nicht befreunden. Er hat das Verdienst, unter den Protestanten die praktisch-erbauliche Seite der Kirchengeschichte zu Ehren gebracht zu haben; aber es macht sich überall ein sehr einseitig-frommes Subject breit, eine Verschwommenheit in Bezug auf wesentlich religiöse Differenzpunkte, ein Liebäugeln mit den Gegnern der Kirche aller Jahrhunderte, überhaupt Unklarheit über Begriff und Aufgabe der Kirche; er ist ein neuer Arnold, den bekanntlich sein psychologisch-wunderliches Bestreben, die Häretiker allweg zu rechtfertigen, zu schreiender Ungerechtigkeit gegen Kirchliches verführt hat.

Kurz vor meinem Weggang von Leipzig habilitirte sich in der theologischen Facultät Lipsius durch Vertheidigung seiner Abhandlung über den ersten Brief des hl. Clemens von Rom. Die darin aufgestellten, so sehr vag-kritischen Behauptungen fanden bei der Disputation durch Kahnis und Andere triftige Abfertigung, gegen die der Habilitand in der That nichts Stichhaltiges vorzubringen wußte. Er hätte in Folge dessen mehr Bescheidenheit und Besonnenheit sich zu eigen machen müssen. Aber weit entfernt davon, ist er immer mehr in Bunsen'schen Orakelton gerathen und hat sich gleich der Legion tonangebender Literaturjuden frühzeitig auf die

Höhe des modernen wissenschaftlichen Selbstbewußtseins geschwungen, um mit unfehlbarem Maßstab Alles, was nicht in seinen Kram paßt, zu terrorisiren.

Bei weitem mehr noch als in Königsberg, widmete ich mich in Leipzig neben dem Studium der Theologie den in der philosophischen Facultät vertretenen Disciplinen. Ja es gab eine Zeit — namentlich im Jahr 1854, während und nach einer langwierigen Augenkrankheit — in welcher ich, herzlich müde der Orientirung in dem Labyrinthe des theologischen Gewirrs, wie es mir durch die viva vox und die gedruckten Literaturerzeugnisse entgegengetreten war, ernstlich daran dachte, mich ausschließlich auf die philosophische Facultät zu beschränken, um dereinst nicht sowohl im theologischen, als im weltlichen Lehrfach zu wirken. Viel später, als in Leipzig üblich, entschloß ich mich, in einer benachbarten Dorfkirche, deren Pfarrer mir stets die liebevollste Theilnahme bewiesen, zum ersten Mal die Kanzel zu besteigen. In Folge dieser Predigt, in der ich die Perle des Christenthums, die Charitas, im Anschluß an den Lobgesang des hl. Paulus (1 Cor. 13) behandelte, festigte sich mein Entschluß, die innern theologischen und religiösen Entwicklungskämpfe von Neuem demüthig-muthig aufzunehmen. Hinzu kam die längere Beschäftigung mit einer Preisfrage, die mich wesentlich weiter gefördert hat. Jedoch ehe ich hievon spreche, will ich zuvor der Leipziger philosophischen Facultät gedenken. Ihr Senior war Wachsmuth, an den sein Jugendfreund Johannes Voigt mich empfohlen hatte. In Folge dessen trat ich zu ihm als Amanuensis in ein engeres Verhältniß, das mir den Aufenthalt in Leipzig sehr werth gemacht hat. Daß Wachsmuth durch seine Anti-Niebuhr'sche römische Geschichte, durch seine hellenischen Antiquitäten, durch seine Cultur- und

Sittengeschichte, sowie die Darstellung des französischen Revolutionszeitalters, für welches er die reiche Memoirenliteratur jener Zeit trefflich zu verwerthen verstand — sich große Verdienste um die Geschichtswissenschaft erworben hat, daß er einem Schlosser und Friedrich von Raumer und Dahlmann ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Das Buch spätern Alters über die Geschichte der politischen Parteiungen, das ich im Manuscript gelesen, mag theilweis verfehlt in der Anlage sein; es beruht aber immerhin auf gründlichen Forschungen und verdiente nicht die lieblose Beurtheilung, die ihm Julian Schmidt in den „Grenzboten" hat zu Theil werden lassen. Auf der Katheder war der greise Wachsmuth noch immer frisch und lebendig und seines Stoffes Herr und Meister, mochte er über römische Staatsalterthümer, oder das Mittelalter, oder sächsische Landesgeschichte, oder das sog. Reformationszeitalter, oder neueste Geschichte Europa's, oder die deutsche Nationalliteratur seit Gottsched vortragen. Das letztere Colleg, über dessen Object Wachsmuth eine theilweise Monographie, „Weimars deutscher Musenhof", veröffentlicht, wurde noch anziehender durch die allwöchentlichen Kränzchen, in denen der Professor viele, oft auf Augenzeugenschaft beruhenden interessanten Details seinen Studenten explicirte. Von Haus aus Theolog, hat Wachsmuth den in seiner Jugend gäng und gäben Rationalismus, wie ihn Wegscheider und Gesenius repräsentirten, nie verläugnen können. In Kiel hielt er nicht zur Partei von Klaus Harms, und in Leipzig eben so wenig zu Ahlfeld, Besser und ihren Gesinnungsgenossen. Es genügten ihm in intellectueller Hinsicht die Kantischen Postulate; aber herbe Unglücksschläge, von denen er in seinem Familienleben betroffen wurde, haben

doch sein Gemüthsleben immer mehr vertieft. Er wird mir nicht minder, wie der um kritische Bearbeitung der römischen Rechtsquellen so hochverdiente Gustav Hänel, dem ich lange Zeit in seinen gelehrten Arbeiten Beihülfe geleistet, stets eine sehr liebe Erinnerung bleiben.

Das Leipziger historische Seminar, in das ich im Jahr 1854 als Mitglied eintrat, stand unter Leitung von Wuttke und Brandes. Ersteren hatte ich schon zuvor aus seinen Vorlesungen über die sog. Philosophien der Geschichte kennen gelernt. Vortreffliches Sprachorgan und schöne Darstellungsgabe zeichneten ihn aus. Ich begreife, wie er in den politisch bewegten Jahren 1848 und 49 viel Einfluß hat gewinnen können. Der Freisinnigkeit in Bezug auf staatliche Fragen entsprach Lichtfreundlichkeit in religiösem und geschichtsphilosophischem Betracht; die Lampe moderner Wissenschaft sollte das Licht der Kirchenlehre verdrängen. Im Wesentlichen hatte Wuttke den Standpunkt eines Gervinus zu dem seinigen gemacht. Im Seminar gab er eine Einleitung in die historischen Hülfswissenschaften, behandelte die geschichtliche Quellenkunde, veranstaltete Uebungen in historischen Vorträgen und leitete die Erklärung von Widukinds **Res gestae Saxonicae**. Es waren der anregenden Momente recht viele; namentlich verstand es Wuttke, die Seminarmitglieder zu selbstständigen Arbeiten zu animiren. Ich bin ihm speciell zum Dank dafür verpflichtet, daß ich auf die mittelalterlichen geschichtlichen Quellenschriften, wie sie in Pertz' **Monumenta Germaniae** aufgenommen und theilweis auch in separaten Abdrücken erschienen sind, aufmerksam wurde. Das Studium derselben übte auf mich eigenthümliche Anziehungskraft aus; es wehte in ihnen ein Geist, der mich wunderbar anheimelte. Die nordische Kir-

chengeschichte des kindlich-frommen und sinnigen Historikers Adam von Bremen nahm ich einmal zum Vorwurf einer analytischen Abhandlung. Durch derartige Beschäftigungen schwand eine Masse obligater Vorurtheile, die meinen Geist bezüglich des „finstern Mittelalters" in nebelhafter Weise umlagert hatten. Jene schlichten, mönchisch-priesterlichen Chroniken dürfen für ihre Zeit ungleich größere Glaubwürdigkeit beanspruchen, als der gepriesene Pragmatismus z. B. eines Sleidanus, bei dessen Lectüre Karl V. Grund hatte, oft genug auszurufen: „**Mentitur nebulo, mentitur nebulo.**" Die mittelalterlichen Chronisten schrieben eben mit sacramentlich-geschärftem Gewissen für die richtende Nachwelt; seit der unheilvollen Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts sind ganz andere Elemente der unreinsten Sorte in den deutschen Fortschrittsbrei gekommen. — Wuttke regte uns auch zum Studium der neuern historischen Literatur an und gab mir Anlaß, die Hauptvertreter derselben seitdem eingänglicher kennen zu lernen. Heinrich Leo war nicht sein, wohl aber mein Liebling geworden. Ich sah, es galt das „**principiis obsta**" zu verwirklichen; die völlige Differenz meines Standpunktes bestimmte mich, in der letzten Zeit meines Leipziger Aufenthalts nicht mehr an den von Wuttke geleiteten Uebungen theilzunehmen; daß er mir mittelbar zur Aufklärung meiner geschichtlichen Gesichtspunkte verholfen, werde ich nimmer vergessen. — Ungleich geringere Anziehungskraft übte Brandes, der im Seminar die germanischen Staatsalterthümer behandelte, wegen seiner Mattigkeit aus. Doch verstand er es, über die einschlägige Literatur auch für die angelsächsische Zeit zu orientiren, und zeichnete sich in seiner Stellung als Secretär der Stadtbibliothek, mit welcher die reiche Pölitzsche Sammlung vereinigt war, durch große Gefälligkeit aus.

Ich wurde außer den Quellen damals namentlich noch mit den historischen Arbeiten von Georg Phillips bekannt, und das brachte mir den Gewinn, die Anfänge der rechtlichen und kirchlichen Verhältnisse der germanischen Völker immer adäquater würdigen, die universale Mission der Kirche verstehen zu können und mich von dem engherzigen Standpunkt derer loszuschälen, die den hl. Bonifacius wo möglich vor ein protestantisches Consistorium oder vor die Großloge citiren möchten, damit er sich wegen seines intimen Verkehrs mit Rom und der Felsencatheder St. Peters rechtfertige.

Noch einen andern Historiker hörte ich in Leipzig, Flathe, der wie Ullmann ein Buch über die Reformatoren vor der Reformation geschrieben. Er las über Staaten- und Culturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts mit viel hohlem Pathos; Licht und Recht war natürlich nur auf Seiten der Fürsten, die das protestantische, antikatholische Princip zur Geltung gebracht, bis auf die „Jungfrau-Königin" Elisabeth von England hin, der die geistreiche Frau von Staël das charakteristische Prädicat „weiblicher Tiberius" beigelegt hat. Flathe scheint nicht gewußt oder nicht beachtet zu haben, was Friedrich der Große, dem man doch keineswegs katholisirende Parteilichkeit zuschreiben kann, über die treibenden Motive der protestantischen Reform in den einzelnen Ländern geäußert hat. In Deutschland war's — nach Ansicht des Philosophen von Sanssouci — das „Interesse" der nach Kirchengütern lüsternen Fürsten, in England die „Liebe", die unreine Buhlerei des sittlich verlumpten Heinrich VIII., in Frankreich die „Neuheit", der Stachel, hinter den „Anforderungen" der Zeit nicht zurückzubleiben, sich zur Höhe des Zeitbewußtseins emporzuschwingen. Die Behandlung der Staaten- und Culturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts gestaltet sich ganz anders, wenn

man die sog. Reformation eben als das auffaßt, was sie principiell und factisch ist, als eine Loslösung von den objectiv-kirchlichen Lebenskräften, die der Immancipation unter das „jugum suave“ und „onus leve“ die Emancipation substituirt hat und je länger je mehr babylonische Verwirrung auf kirchlichem und staatlichem Gebiet zu Tage fördert. Der Staat, der die Autorität der Kirche und ihre Superiorität unterschätzt, gräbt sich selbst eine Grube zu tiefem Fall, wenn auch „Gottes Mühlen mahlen langsam“; und wahre Cultur, von der die moderne nur der Affe ist, gedeiht ausschließlich, wo das kirchliche Leben Wurzeln geschlagen.

Die classische Philologie war in Leipzig durch mehrere bedeutende Fachmänner vertreten; so, abgesehen von dem letzthin verstorbenen Stallbaum, dem die Bearbeitung des Plato nicht geringen Ruf verschafft, und von dem feinen Stylisten Nobbe, namentlich durch Westermann, Klotz und Nitzsch. Jeder derselben hat besondere Vorzüge; von allen habe ich für die humanistischen Studien dankbar lernen können. Westermann, dessen Demosthenes-Ausgaben mir schon vom Gymnasium her sehr lieb geworden waren, zeigte sich in seiner Erklärung des Thucydides als vortrefflichen Gräcisten, der für seinen Autor einzunehmen wußte. Die Stärke von Klotz besteht bekanntlich in der grammatisch-linguistischen Sphäre; sein Cicero und seine lexicographischen Arbeiten sind in ihrer Art mustergültig; den Plautus behandelte er im Colleg nach ächt philologischen Principien; er gab für Beschaffung einer bessern Recension gute Winke; als academischer Professor der Eloquenz entwickelte er die Eleganz seines lateinischen Ausdrucks einmal bei Gelegenheit einer Gedächtnißrede auf den seligen König von Sachsen. Dabei hatten die linguistischen Arbeiten ihm nicht, wie so oft

geschieht, Geist und Herz versandet; er stand jüngern Philologen in der wohlwollendsten und opferfreudigsten Weise mit Rath und That bei, auf alle ihre Anliegen eingehend. Nitzsch, des Berliner Theologen Bruder, zumeist wegen seines Homerischen Commentars bekannt, gab zu meiner Zeit recht anziehende Charakteristiken der für die Kenntniß des antiken Geistes wichtigsten Schriftsteller und machte die hermeneutischen Regeln durch Beispiele aus dem Bereich der classischen Autoren sehr verständlich. Seine Auslegung der Homerischen Odyssee und der Euripideischen Iphigenie schien eben nur vielen seiner Zuhörer, die ihr Revier über die Silbenstecherei hinaus nicht gesteckt hatten, oberflächlich zu sein; in der That war sie tief und sinnig, in demselben Geist gehalten, wie Nägelsbach die Homerische Theologie und Lübker die Sophokleische Ethik behandelt haben.

Die antiken Kunstdenkmäler des Leipziger Universitäts-Museums lernte ich in einem höchst interessanten Publikum des tüchtigen Archäologen Overbeck kennen. Monumente, deren Plastik man um der technischen Vollendung willen wohl anstaunen und bewundern kann, die aber allweg den Stempel der unerlösten Creatur an sich tragen! „Die Künste der Hellenen kannten nicht den Erlöser und sein Licht." Die Ideen des Christenthums, speciell in der katholischen Kirche hinterlegt und ausgeprägt, haben auch der Kunst in ihren verschiedenen Sphären zur rechten Höhe verholfen. Deß wird man sich lebendig bewußt in der hl. Roma, wo die geschichtlichen Parallelen in concreten Gestaltungen des antiken und christlich-kirchlichen Kunstgeistes so nahe liegen.

Die Philosophie docirten an der Leipziger Universität zwei hervorragende Herbartianer, Drobisch, der in seiner Religionsphilosophie mit mathematischer Schärfe vorging,

und Hartenstein, durch seine Ausgabe der Kant'schen Werke bekannt. Die Vorlesungen des Letztern über Geschichte der neuern Philosophie zeichneten sich durch Klarheit und Präcision in Analyse der philosophischen Hauptsysteme vortheilhaft aus. Sie befreiten mich von manchen Einseitigkeiten, in welche ich durch die „Aesthetik" und „Unsterblichkeitslehre" Weiße's gerathen war. Dieser, auch in der theologischen Welt mit seiner von David Strauß' Leben Jesu nicht sehr differirenden Kritik der evangelischen Geschichte aufgetreten, knüpfte an Hegel an, ging aber über ihn in ähnlichem Sinn wie der jüngere Fichte hinaus. Mich selbst fesselten längere Zeit die Grundsätze der „absoluten Philosophie"; ich ward von diesem krankhaften Fieber zunächst durch die erwähnten Vorträge des nüchternen Hartenstein curirt, sowie durch selbstständige Lectüre der bedeutendsten Quellenschriften für die neuere philosophische Entwicklung seit Descartes und Spinoza bis Herbart und Hegel. Ohne Einfluß blieben auch nicht Franz Baader, Heinrich Ritter und Andere; in negativem Betracht Bruno Bauer und Feuerbach, an denen ich den erschrecklichen Abgrund gewahr wurde, der sich aufthut, wenn eine Philosophie von vornherein mit dem Pantheismus nicht entschieden bricht, wenn sie ihren Inhalt selbst zu setzen sich vermißt, statt mit der christlichen Speculation aller Zeiten den Offenbarungsglauben als Stütze menschlichen Denkens an- und aufzunehmen.

Ich glaube bereits angedeutet zu haben, daß, während ich in Leipzig studirte, die Abfassung einer Preisschrift wesentlichen Einfluß auf meinen theologischen Entwicklungsgang ausübte; ich muß sie den ersten Factor in dem wissenschaftlichen Proceß meiner Bekehrung zum Katholicismus hin nennen. Für das Jahr 1854 hatte die Leipziger theologische

Facultät als Preisfrage eine quellenmäßige Darstellung der Logoslehre des Clemens von Alexandrien proponirt. Diese Frage machte auf mich electrischen Eindruck. Ich war sofort und mit großer Freudigkeit entschieden, an ihre Lösung zu gehen. Und warum? Die verschiedenen theologischen Parteistandpunkte, wie sie mir in Schrift und Wort entgegengetreten waren, hatten mich herzlich müde gemacht und innerlich aufgerieben; Einer Partei, wie so Viele, mich blindlings in die Arme werfen, mochte und konnte ich meiner ganzen Individualität nach nicht; ich wollte erst alle Phasen, die das protestantische Princip durchlaufen, gewissenhaft kennen lernen, um dann die Wahl zu treffen; aber die einseitigen Verkehrtheiten aller dieser confessionellen oder confessionslosen Richtungen befriedigten mich auf die Länge nicht; in dem Studium der philosophisch-philologischen Disciplinen fand ich auch nur theilweisen Ersatz. „Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te.“ Ich sehnte mich aus dem theologischen Gewirr der Gegenwart hinaus, und jene Preisfrage gab mir Gelegenheit, im kirchlichen Alterthum heimisch zu werden. Sofort besorgte ich mir ein Exemplar der verdienstlichen Klotz'schen Handausgabe von Clemens' Schriften und machte mich an ihre Lectüre, las sie erst mit der Feder in der Hand vollständig durch, ehe ich mich um die Hülfsliteratur kümmerte.

Durch den ersten Lehrer der alexandrinischen Katechetenschule, zugleich den Lehrer des Origenes, ging mir eine neue Welt von Anschauungen auf. Welch' köstliche Trias von Schriften, die Paränese an die Griechen, der Pädagog und die Stromata! Erstere, der „*Λόγος προτρεπτικὸς πρὸς Ἕλληνας*“, ist ein Meisterstück christlicher Polemik gegen den Gentilismus in seinen populär-mythologischen und poetisch-

philosophischen Beziehungen. Der „παιδαγωγός“, für Katechumenenzwecke berechnet, entfaltet ein herrliches Bild von dem absolut-guten Pädagogen, der als ewiges Wort des Vaters den Menschen als göttliches Ebenbild erschaffen und für die Gebrechen der gefallenen Creatur allein die adäquaten Medicamente bringen kann, den irdischen Menschen für seine himmlische Bestimmung umgestaltet, ihn der liebenden Muttersorgfalt der jungfräulichen Kirche überweist. Der doctrinelle Gehalt mündet in poetischen Lobpreis des einzigen Lehrmeisters aus; es sind die clementinischen Hymnen ungemein tief und sinnig. Und nun die acht Bücher Stromata, die schmucklos, aphoristisch, mosaikartig philosophische und theologische Probleme behandeln, von glänzender Gelehrsamkeit — es ist Clemens in Wahrheit ein christlicher Athenäus zu nennen — und seltener Geistesschärfe zeugen. — Eine innere Wechselbeziehung dieser drei herrlichen Monumente altchristlicher Literatur lag sicher in den Intentionen des Alexandriners. Grundlage und Mittelpunkt aller seiner Argumentationen bildet der Logosbegriff; in dieser principiellen Einheit wurzelt das ganze System. Das ist eben die wunderbare Oekonomie des „πάντα φιλάνθρωπος λόγος“, daß er vom προτρέπειν den Ausgangspunkt nimmt und durch das Medium des παιδαγωγεῖν zum Endziel des ἐκδιδάσκειν, zur Höhe und Tiefe wahrer Speculation über göttliche Dinge führt. Freilich ist damit die dogmatische und moralische Sphäre der Theologie präformirt; wir dürfen auch nicht läugnen, daß sich in dem ganzen Organismus pythagoräische Anklänge und ein Anknüpfen an die drei Stufen des alten Mysterienwesens vorfindet, jedoch so, daß der purgatorische, initiatorische und contemplatorische Grad christlich verklärt sind. Am sinnigsten hat wohl Möhler in

der Arcandisciplin der alten Kirche den eigentlichen Rückhalt nachgewiesen.

Von der Lectüre dieser drei Schriften kam ich zum „λόγος τίς ὁ σωζόμενος πλούσιος“, einem schönen praktischen Commentar zur evangelischen Geschichte von jenem reichen Jüngling (Marc. 10, 17 ff.) und seiner Unterredung mit Christus dem Herrn. Die liebliche Episode von der Menschenseele, die St. Johannes gefunden und als verlorene wieder gefunden, hat Herder in der bekannten Parabel („Eine Menschenseele finden ist Gewinn u. s. w.“) trefflich bearbeitet.

Daß die Epitome der Theodotianischen und Valentinianischen Schulmeinungen, sowie die Excerpte aus den prophetischen Schriften, die seit dem Vorgang der Florentiner **Editio Princeps** (1550) von Peter Victorius in die Clemens-Ausgaben aufgenommen zu werden pflegen, aus materiellen und formellen Gründen von dem Alexandriner nicht herstammen können, sondern Machwerke irgend eines gnostischen Sectirers sind, war mir von vornherein klar. — Bedauern mußte ich, so viele Arbeiten von Clemens nur fragmentarisch benützen zu können oder aber zu finden, daß sie ganz verloren gegangen. Welch' werthvolle Beiträge zur Geschichte der Schriftauslegung in der alten Kirche wären z. B. die Commentarien zu den katholischen Briefen und die Hypotyposen! Zwar will Photius in letztern viel „blasphemische Teratologien“ gefunden haben; aber er — das Prototyp kläglicher byzantinischer Hoftheologie — der selbst die „**mater et magistra omnium ecclesiarum**“ zu meistern sich unterstand, verdient keine Beachtung, wenn er über patristische Vorzeit Verdammungsurtheile fällt und sich dabei wie ein hysterisches Frauenzimmer gerirt. Viel mehr wiegt

das Zeugniß eines alexandrinischen Cyrill, der von Clemens behauptet, er habe allweg die Spuren der hl. Apostel eingehalten. Wie jene Commentarien und Hypotyposen, so haben wir auch namentlich noch den Verlust von Clemens' Schrift über die kirchliche Glaubensregel gegen die Judenzenden, seiner monistischen Principienlehre gegen die Marcioniten und seiner prophetischen Theologie gegenüber dem Montanismus zu beklagen.

Nachdem ich die vollständig oder fragmentarisch erhaltenen Werke des alexandrinischen Priesters durchgearbeitet und excerpirt, ging ich an die Entwicklung seiner Logoslehre. Die systematische Anordnung und Vertheilung des Stoffs ergab sich von selbst aus der individuellen Beschaffenheit der Quellen. Es galt einmal die immanente Wechselbeziehung zwischen Gott und dem Logos in Obacht zu nehmen, und sodann den Logos als absolutes göttliches Offenbarungsmedium darzustellen. Daraus resultirten zwei Hauptabtheilungen für meine Monographie. — Clemens faßt den Gottesbegriff so absolut als möglich. Indem er analytisch verfährt und alle physischen Qualitäten beseitigt, kommt er in seinen Deductionen zum Schluß: Unsere aprioristische Speculation kann sich nimmer zu der Höhe emporschwingen, daß sie in adäquater Weise erkennt, was die Monas ist, sondern nur, was sie nicht ist. Auf Gott als den Unendlichen passen nicht die für die endlichen Dinge bestimmten Kategorien; er ist namenlos, denn alle menschlichen Bezeichnungen congruiren, mehr oder minder, nicht völlig mit seinem Wesen. Wie andere Kirchenväter, commentirt auch Clemens mit sichtlicher Vorliebe den Satz Plato's im Timäus von der Schwierigkeit, den Schöpfer des Alls zu finden, und von der Unmöglichkeit, ihn, falls er gefunden, „εἰς πάντας λέγειν." Das

Sein Gottes, der eben den Grund seines Seins nicht außer sich hat, kann nicht bewiesen werden, ist kein Object der Wissenschaft. Alles Anthropomorphistische muß von Dem, der über Raum und Zeit und Bestimmtheit des Creatürlichen erhaben, ferngehalten werden. Nun kann sich die ideal-menschliche Vollendung nur durch die Wissenschaft von den göttlichen Dingen verwirklichen. Wie ist diese aber möglich, wenn die Gotteserkenntniß so weit über unsern intellectuellen Horizont hinausgeht? Durch die Gnosis. Der Gnostiker im christlichen Sinne des Clemens durchbricht die der natürlichen Erkenntniß gesetzten Schranken; für ihn gibt es eigentlich nichts Unbegreifliches mehr, gleichwie dem Sohn Gottes nichts unbegreiflich ist. Dieß Axiom könnte befremdlich, anspruchsvoll klingen; der Schlüssel für sein Verständniß und seine Würdigung ist aber in dem ganzen Reichthum der Clementinischen Ideen über Pistis und Gnosis zu suchen. Glaube und Wissen stehen in innigster Wechselbeziehung; „glaubt ihr nicht, so werdet ihr auch nicht verstehen," sagt schon der Prophet Isaias (7, 9.). Beruht die Erkenntniß von dem Princip und Princeps aller Dinge zuvorderst auf Glauben und nicht auf Beweisen, so ist's eine Absurdität, wenn die Pythagoräer sich mit dem „αὐτὸς ἔφα" begnügen, Christen dagegen von ihrem glaubwürdigen Meister Beweise verlangen. Der Glaubensbegriff umfaßt aber drei Momente: das Wissen um Gott, den Gehorsam in der Schule des Heilands, die Anerkenntniß, daß das Leben dem Glauben entsprechen muß. Diese Pistis ist die Grundlage der Gnosis; erstere der Keim, letztere die Blüthe. Das Wesen der γνῶσις besteht in der Erleuchtung, ihre Aufgabe in der habituellen Contemplation, das Endziel in der Ruhe, der ἀνάπαυσις. Der Gnostiker, der diese köstliche Gabe der Gnosis ohne allen

Egoismus rein um der göttlichen Wissenschaft willen erstrebt, verwirklicht so das Ideal des wahren Weisen, wie er nur innerhalb der absoluten, christlichen Religion denkbar ist. Ein entschiedener Widersacher jener pseudognostischen Häretiker, die ihre falschen, zu den größten Unsittlichkeiten führenden Theorieen pantheistisch begründeten, den menschlichen Geist als „μέρος θεοῦ“ auffaßten, kennt und anerkennt Clemens als Mittelglied zwischen der Absolutheit Gottes und der menschlichen Gnosis ausschließlich den Logosbegriff. Die Idee des höchsten Princips erheischt unmittelbar, daß dasselbe sich manifestire; es liegt in der Natur der göttlichen Liebe und Güte, sich mitzutheilen. Gott Vater kann nicht ohne Gott Sohn als seinen vollkommenen Abglanz gedacht werden. Dieser Logos des Vaters ist ewig vor aller Creatur gezeugt, Anfang ohne Anfang, Archetyp vom unerschaffenen Licht, nicht etwa bloßes Idealuniversum, sondern Centrum, Alpha und Omega aller Strahlen des göttlichen Seins und Wirkens. Clemens schätzt die alte, speciell platonische und aristotelische Philosophie hoch, knüpft an sie, wie die meisten Väter, nicht bloß formell, sondern auch durch Verklärung und Vertiefung einzelner ahnungsvoller Ideen an; aber das berechtigt nicht, vom „Platonisme dévoilé“, wie weiland im 18. Jahrhundert, zu räsonniren, als hätte die altchristliche Speculation von der heidnischen Philosophie einige Brocken erbetteln müssen. Eben so verkehrt ist es, den alexandrinischen Priester mit dem Neuplatonismus zu copuliren, seine Abhängigkeit etwa von den Sätzen eines Ammonius Saccas zu statuiren. Dieß läßt sich weder chronologisch noch sachlich festhalten. Wohl finden sich Anklänge bei Clemens an den philosophischen Mysticismus eines Philo in dem allegorischen Gebrauch alttestamentlicher Beweisstellen; aber

seine ganze Logoslehre ist ihrem substantiellen Gehalt nach weder platonisch, noch philonisch, noch neuplatonisch. Er hält des Logos Einheit mit und seine Unterschiedenheit von dem Vater allweg fest. Er anticipirt nicht den Arianismus, vermeidet aber die Klippen des Patripassianismus, wenn er, ähnlich wie der hl. Hilarius von Poitiers, von der Natur des Sohnes sagt, sie sei der des Einen Allmächtigen die nächste. Ueberall blickt sein Bestreben, vom Logos Veränderlichkeit, Zeitlichkeit, überhaupt jeden Anklang an den Subordinatianismus fernzuhalten, durch. Dem vollkommenen Sohn des vollkommenen Vaters eignet Identität der göttlichen Prädicate, ohne daß dadurch die hypostatische Differenz zu einem bloß verschwindenden Moment würde. — Als das absolute göttliche Offenbarungsmedium ist der Logos Schöpfer Himmels und der Erde; dem Menschen speciell prägt er sein Bild und seine Aehnlichkeit auf. Was aus seiner Schöpferhand hervorgegangen, erfreut sich seiner providentiellen Vorsorge. Diese heilige Oekonomie dehnt sich bis auf die particulärsten Dinge aus. Vornehmlich hat der Logos seine pädagogische Wirksamkeit in der Geschichte des Reiches Gottes im Alten Bunde, an den Patriarchen, unter dem Gesetz und durch den Chor der Propheten, in denen er selbst gesprochen, entfaltet. Aber auch in der Heidenwelt ist er spermatisch vorhanden gewesen mit seiner Gnadensonne und seinem Gnadenregen. Zumal die Philosophie nahm bei den Griechen eine dem mosaischen Gesetz in etwa analoge testamentliche Stellung ein, wenn sie auch nur mittelbar in Bezug zu der ewigen Weisheit gebracht werden kann. Mit der Menschwerdung des Logos erschien die absolute Gnaden- und Wahrheitsfülle persönlich auf Erden. Spricht Clemens von einem Sichselbstzeugen des Wortes, so will er damit lediglich

dessen supernaturales Einwohnen bezeichnen. Aus Liebe zu uns offenbart sich der Sohn mysteriös in unserem Fleisch; seine Incarnation und ihre Folgen sind real, nicht docetisch. Durch ihn kommen wir in das adäquate Verhältniß zu Gott; er als unser Heiland ermöglicht uns die Erfüllung unserer idealen Bestimmung, das Gelangen zu dem Ziel der himmlischen Heimath.

Dieß die Gnadengedanken der Clementinischen Logoslehre, die sich aus der Lectüre des Alexandriners unmittelbar ergaben, und die ich demgemäß in systematische Form brachte, indem ich Objectivität, Bündigkeit und Klarheit in der Darstellung anstrebte, in den Lehrbegriff nichts eisegesirte, sondern ihn aus sich selbst in allen seinen Theilen explicirte. Erst dann schaute ich mich nach der einschlägigen Hülfsliteratur um; es mußten die philosophischen und theologischen Anknüpfungspunkte für Clemens in dem classischen Alterthum, dem jüdischen Alexandrinismus, den apostolischen Vätern und altchristlichen Apologeten aufgesucht werden. Von Neuern verdanke ich vor Allem viel Dionysius Petavius, dessen „**Opus de theologicis dogmatibus**“ eine wahre Fundgrube gelehrter und scharfsinniger Forschungen ist. Die spätern dogmenhistorischen Arbeiten haben wesentlich nicht viel mehr zu Tage gefördert; sie sind im Grunde genommen oft nichts weiter, als Auszüge aus dem Petavianischen Riesenwerk, dessen Citatenreichthum als vogelfrei erklärt ist. Man hat nur nöthig, um die vornehme Miene moderner Wissenschaftlichkeit zu bewahren, gelegentlich den alten „beschränkten Pedanten“ in einer Note abzufertigen. — Aber auch Möhlers Athanasius und Patrologie kamen mir trefflich zu statten; da ist eben die Dogmengeschichte im Geiste eines hl. Vincenz von Lerins behandelt. Die Kirche kennt keine Veränderung

ihrer Lehren, die unveränderlich sind und „per omnia saecula saeculorum“ gültig. Ein Anderes ist der ächt-katholische „profectus fidei“, vermittelt durch das kirchliche Magisterium, ein Anderes die Fluctuationen und Variationen der protestantischen Meinungen, über welche bekanntlich Bossuet und Planck recht ausführlich haben schreiben müssen. — Neben Petav und Möhler benützte ich die neandrianisirende Ritter'sche Geschichte der christlichen Philosophie, die Schriften von Guericke, Thomasius, Redepenning über die alexandrinische Katechetenschule, und die bekannten dogmenhistorischen Arbeiten von Dorner, Gieseler, Kahnis u. A.

Durch diese patristischen Studien kam ich auch zum völligen Bruch mit den Grundanschauungen der „Tübinger Schule“, die mir eine Zeit lang — als ich in dem Hegelthum einen bedeutenden Fortschritt der Philosophie thörichter Weise erblickte — imponirten. Es ist eine bandwurmartige Literatur, die von dem nun auch verstorbenen Altmeister jener Schule, Baur, und seinen Schülern Schwegler, Hilgenfeld u. s. w. ausgegangen. Und es galt, mit dem neutestamentlichen Kanon und den herrlichsten Producten des altchristlichen Geistes ad libitum aufzuräumen, unter der Geschichtsfirma Schuldoctrinen einzuschmuggeln, den Mythus in die authentischsten Facta hineinzuexperimentiren. Mit der Veröffentlichung der „Kirche der drei ersten Jahrhunderte“ von Baur schienen alle Consequenzen gezogen, und mit dem Eingehen der Zeller'schen Jahrbücher der Kreislauf vollendet zu sein; doch hat Hilgenfeld neue, wohl vergebliche, Anstrengungen gemacht, durch Verquickung mit fremden Elementen das Gebäude zu stützen. Läugnen läßt sich's nicht, es ist viel Wahres über diese Richtung, aber auch viel Einseitiges und mit protestantischen Principien Unverträgliches

in den Klatschroman des Rauhen Hauses: „**Eritis sicut Deus**“ verwebt; bestimmte Qualitäten von Pietismus verhalten sich allweg zu wahrer Frömmigkeit, wie Fieber zur Gesundheit. Viel unbefangener und stichhaltiger sind die Gegenausführungen von Karl Hase in seinem bekannten Sendschreiben an Baur.

Der Darstellung des Clementinischen Systems schickte ich Prolegomenen voraus, in denen ich zunächst das Leben des alexandrinischen Priesters skizzirte und sodann seine Werke analysirte. Hätte ich für diese biographische und literargeschichtliche Seite die treffliche Schrift von Reinkens „**de Clemente Presbytero Alexandrino**“ (die freilich schon 1851 erschienen war, deren ich aber in Leipzig nicht habhaft wurde) benützen können, so wäre mir damit ein guter Rückhalt gegeben worden. In der dritten Abtheilung der Prolegomenen suchte ich geschichtlich die Anknüpfungspunkte für die Clementinische Logologie aufzuweisen. Die christliche Fundamentalidee von Jesus als dem Christ, dem ewigen Sohn Gottes in metaphysischem Sinne, dem Logos, konnte erst mit der Menschwerdung Gottes in das volle, freudige Glaubensbewußtsein aufgenommen und Gegenstand klarer und wahrer Speculation werden. Occidentalischer und orientalischer Gentilismus haben zwar die Einheit des Göttlichen und Menschlichen zu begreifen angestrebt. Aber die griechische Theogonie brachte es nur zu einer Pluralität von Göttern, denen die endliche Beschränktheit mehr oder minder anhaftet; und andererseits ist die indische Mythologie trotz ihrer emanatistischen Triaden- und Incarnationen-Lehre, gleich dem Parsismus und allen Naturreligionen, nimmer über pantheistischen Dualismus hinausgekommen. Was Plato betrifft, so hat er den Widerspruch zwischen Sokratischer Ethik und Eleati-

scher Dialectik nicht gelöst. Er kennt den Logos, den νοῦς. Auch der Begriff des Sohnes Gottes ist dem sinnigen Philosophen nicht fremd, aber mit den abstracten Ideen der Erkenntniß, mit dem „κόσμος νοητός“ congruent. Der Platonische Logos ist lediglich Attribut des göttlichen Wesens, nichts Hypostatisches, existirt nicht an und für sich. Die Stoiker, ein Cleanthes, Chrysipp und Andere, haben mit ihren Philosophemen von der vernünftigen Weltseele und dem spermatischen Logos als dem ewigen Weltprincip den Dualismus bekämpfen wollen, aber ihre ethischer Momente wegen des ἀνάγκη-Begriffes so ganz und gar ledige Physik verführte sie in den Pantheismus. — Dagegen ist in den Schriften des Alten Testaments die Logosidee deutlich präformirt. Man denke an die Zeugenwolke messianischer Weissagungen. Später diente der Begriff der Weisheit, die schon im Buch Job kosmisch-ethisches Princip ist, als Vehikel der Speculation; so namentlich in den Proverbien und im Ecclesiasticus. In dem Buch der Weisheit erscheint die σοφία als Quell aller physischen und ethischen Erkenntniß, als Abglanz des ewigen Lichts, als Medium zwischen Gott und den Creaturen, zumeist auf Conservation und Propagation der Theokratie bedacht. Philo hat griechische und orientalische Theosophie mit den religiösen Ideen des Alten Bundes vermengt. Sein zweiseitiger Logos, Idee der Ideen und Gottes schaffendes Organ zugleich, hat doch nur die Bedeutung einer Personification, trägt nicht die Merkmale der hypostatischen Unterschiedenheit von dem absoluten Gott an sich. — Das Christenthum betonte von Anbeginn die Menschwerdung Gottes, die Incarnation des ewigen Logos, als Kern und Stern für Glauben und Leben. Während nun die Häretiker entweder auf Kosten der Persönlichkeit die Göttlichkeit,

oder auf Kosten der Göttlichkeit die Persönlichkeit einseitig geltend machten und so in die beiden falschen Extreme des Patripassianismus oder Samosatismus fielen, knüpfte die kirchliche Theologie an die neutestamentlichen Grundgedanken, speciell an die Sätze der hl. Apostel Johannes und Paulus an und entwickelte sie in dem Geist, der in alle Wahrheit führt, weiter. So gleich die apostolischen Väter und alsdann die Apologeten. Es ist ein Irrthum, den ich früher getheilt und nunmehr retractire, wenn man den letztern emanatistische und consequenter Weise auch subordinatianische Anschauungen bezüglich der Logoslehre beimißt. Sie halten allweg, abgesehen von einigen Archaismen im Ausdruck, die Einheit in der Unterschiedenheit und die Unterschiedenheit in der Einheit fest; den Juden gegenüber galt's, das triadische, den Heiden gegenüber das monadische Moment hervorzukehren. Und von Philonischem Einfluß kann nur in formalem, nicht in materialem Betracht die Rede sein. Ein hl. Justin der Martyrer und die andern Apologeten sind nun diejenigen, an welche sich der alexandrinische Clemens zunächst anschließt.

Diese meine Monographie über die Clementinische Logoslehre fand bei der Leipziger theologischen Facultät Anerkennung und Beifall; sie ward am 31. October 1854 als Preisschrift gekrönt. Kahnis, der als Kirchenhistoriker Hauptcensor und Referent über diese Angelegenheit gewesen, Winer und Andere animirten mich, das Manuscript dem Druck zu übergeben. Doch ehe ich die Revision desselben in Angriff nahm, regte Wachsmuth, damals Decan der philosophischen Facultät, mich an, in dieser den Doctorgrad zu nehmen, und bot mir zur Bestreitung der Promotionskosten den Bezug eines Magisterstipendiums, das er als Decan zu vergeben hatte, an. Ich acceptirte das freundliche Anerbieten, faßte

eine Abhandlung über die Religionsphilosophie des Clemens von Alexandrien, für welche mir das Material in reicher Fülle zu Gebot stand, ab, reichte sie der philosophischen Facultät ein, bestand das übliche Examen, das Hartenstein, Klotz und Roscher, der berühmte Nationalökonom, in Philosophie, Geschichte und Philologie abhielten, und wurde noch vor Ablauf des academischen Trienniums, in der hl. Adventzeit 1854, promovirt. Gleich darauf ging ich an die Recognition des Manuscripts meiner Preisschrift über den alexandrinischen Clemens. Tischendorf hatte die Gefälligkeit, mir Brockhaus als Verleger zu besorgen; im März 1855 war der Druck meiner Erstlingsarbeit, die von unberechenbarem Einfluß auf meinen innern Entwicklungsgang gewesen, vollendet.

Um dieselbe Zeit verließ ich Leipzig und siedelte nach Berlin über. Dahin zog mich vor Allem mein lieber alter Lehrer Lehnerdt, der seit unserer Trennung mich nimmer aus den Augen verloren, meinen Bildungsgang mit inniger Theilnahme verfolgt hatte. Sein Wunsch war nun, ich sollte in Berlin den Schlußstein der Vorbereitungen für das academische Lehrfach, speciell der historischen Theologie, legen. Er kam damit der innern Neigung meines Herzens entgegen. So ging ich denn getrosten Muthes in die vaste Hauptstadt des preußischen Staates, und es gestalteten sich meine äußern Verhältnisse gleich von vornherein in der Weise, daß die Verwirklichung meiner Absichten wesentlich erleichtert ward. Das sog. evangelische Säcularstipendium wurde nämlich vacant und mir für zwei Jahre verliehen. — Da nach meiner Rückkehr zur hl. Kirche mehrere Tagesblätter über diesen Punkt ein sonderbares Geschrei erhoben und bis auf die damals officiöse, jetzt verschollene „Zeit" herab entweder ganz unwahre oder nur halbwahre Berichte

gebracht haben, so will ich den objectiven Thatbestand hier constatiren. Das sog. evangelische Säcularstipendium ist eine Stiftung der Stadt Berlin zum Andenken an die Einführung der sog. Reformation in der Mark Brandenburg. Sein im Jahr 1850 neu revidirtes und von allerhöchster Stelle bestätigtes Statut besagt in § 6. wörtlich: „Der Zweck des gestifteten Stipendiums ist, ausgezeichneten jungen evangelischen Theologen, welche die Universitätsstudien beendet haben, durch Verleihung dieses Stipendiums die Muße und die Mittel zu gewähren, sich noch während zweier Jahre durch weitere Studien für ihren künftigen Beruf vorzubereiten, mögen sie diesen nun in einem Pfarramte oder einem academischen Lehramte finden wollen. Zu dem Ende soll 1) von den Bewerbern um dieses Stipendium der Nachweis verlangt werden, daß sie sich auf der Universität, neben einer vorzüglichen theologischen Ausbildung, auch eine gründliche philosophische und humanistische Ausbildung erworben haben . . 2) sollen die Stipendiaten gehalten sein, im Laufe der beiden Stipendienjahre oder spätestens vor Anfang des letzten Vierteljahrs derselben, die zweckmäßige Anwendung derselben durch Erlangung des Licentiaten-Grades in der Theologie bei einer preußischen evangelisch-theologischen Facultät nachzuweisen." — Warum nun gaben die Curatoren der Stiftung beim Concurs mir den Vorzug? Ich legte einfach meine Preisschrift über die Clementinische Logologie vor; sodann hatten die Examinatoren der philosophischen Facultät Leipzigs in eigenen Testaten sich sehr anerkennend über die Resultate meines Promotionsexamens geäußert; und endlich ertheilte die dortige theologische Facultät, abgesehen von andern Elogien, mir das Zeugniß, ich hätte „dem Studium der Theologie mit ausgezeichnetem Fleiße und den ersprieß-

lichsten Erfolgen obgelegen.“ Von meinen beiden Bewerbungsschriften um den theologischen Preis aus den Jahren 1853 und 1854 urtheilte dieselbe wörtlich, ich hätte darin „tüchtige classische Bildung, große Belesenheit in der theologischen Literatur, Besonnenheit und scharfes richtiges Urtheil, in der Schrift über den λόγος namentlich auch noch entschiedene Befähigung zu historischen Forschungen und Darstellungen bewiesen.“ Also diese Leipziger Antecedentien waren der Beweggrund für Verleihung jenes Trisäcularstipendiums an mich; und eine andere Verpflichtung ist mir im Collationspatent nicht auferlegt worden, als die übliche Erlangung des theologischen Licentiatengrades, eine Bedingung, die ich früher, als mir oblag, erfüllt habe. Warum also jenes sonderbare Geschrei und Verlangen nach Restitution, in welches selbst ein Hengstenberg einstimmte? Es waren lediglich wissenschaftliche Gründe, aus welchen das Stiftungscuratorium mich bevorzugte. Daß nun der Gebrauch von dem „Recht der freien Forschung“ oder vielmehr der Zug der göttlichen Gnade 3½ Jahre später mich in den Geist der Wahrheit des Katholicismus und in den Schooß der hl. Kirche führte, ist das „corpus delicti.“ Würde ich die Fahne der äußersten Linken des Protestantismus ergriffen haben, das hätte keinen Anstoß und kein Bedenken erregt. Der süßlichste Pietismus macht zu Zeiten mit dem krassesten Unglauben gern gemeinsame Sache im Haß gegen die Kirche; ihr gegenüber gilt's eine Phalanx zu bilden mit der Parole: „écrasez l'infame.“ Handelte es sich um Restitutionen, so würde dabei nur die Kirche auch materiell gewinnen, nicht der Protestantismus, dessen „milde Stiftungen“ im Grunde insgesammt ihre Genesis der gutkatholischen Zeit verdanken. Leider ist aber das kirchliche Vermögen nur zu oft in son-

derbarer Weise seinem ursprünglichen Zwecke entfremdet worden. — —

In der theologischen Facultät Berlins waren verschiedene Richtungen und Standpunkte vertreten. Als zeitiger Decan stand, da ich von Leipzig kam, an ihrer Spitze Lehnerdt, mit dem ich bis zu seinem Weggang nach Magdeburg um Ostern 1858 den innigsten persönlichen Verkehr gepflegt, der sammt seiner theuren Familie mir stets die liebevollste Theilnahme geschenkt hat. Ich werde nimmer aufhören, mit ihnen die Herzenscorrespondenz der Charitas, die das Lebensprincip der Kirche ist, und deren Tiefe und Weite man erst „in gremio ecclesiae" versteht, fortzusetzen. „Retribuere dignare, Domine, omnibus nobis bona facientibus propter nomen tuum vitam aeternam."

Twesten ist, wie in der Exegese, so in der Dogmatik von Schleiermacher'schen Principien ausgegangen. Mit der Hegel'schen Philosophie hat er sich niemals befreunden können. In Kiel scheint der Fünfundneunzigthesenmann des 19. Jahrhunderts, Klaus Harms, nicht ohne Einfluß auf seine weitere Annäherung an den Luther'schen Confessionalismus geblieben zu sein. Die dogmatischen Vorlesungen hielt er dort im Anschluß an das bekannte Compendium von De Wette, dessen Fesseln ihn aber schließlich doch beengt haben müssen; denn er blieb bei Herausgabe derselben bald stecken. In Berlin ersetzte er auf der Catheder seinen Lehrer Schleiermacher; allein er war lutherisch entschiedener und philosophisch klarer als der herrnhutisch-reformirte und nebenbei auch stark spinozistische Verfasser der „Monologe" und der „Glaubenslehre." Dem Kirchenhistoriker August Neander stand er bis an dessen Ende nahe. In den vierziger Jahren veröffentlichte er ein Büchlein über Matthias Flacius Illyricus. Ich

begreife in der That nicht, wie Twesten sich für den einseitigen, gegen die ganze Kirche der vorluther'schen Vergangenheit ungerechten Standpunkt der Magdeburger Centuriatoren, die auf geschichtlichem Gebiet in keiner Hinsicht stimmfähig sind, begeistern konnte. Luther'sche Sola-fides-Theorie, die nur von antikirchlichen Häretikern und sehr sporadisch geltend gemacht worden ist, zum unfehlbaren Kriterium zu nehmen, Licht und Wahrheit mit dem Hinscheiden der hl. Apostel allmählich aus- und erst mit dem Auftreten des „Evangelisten von Wittenberg" neu aufgehen zu lassen, die heiligen Väter in knaben- und pöbelhafter Weise zu meistern und mit dem Stichwort „Baalsdienst" die schönsten Blüthen kirchlichen Lebens und heiliger Andacht, die Wirkungen des „Creator Spiritus", abzufertigen, — war nur beschränktester Böswilligkeit möglich, die sich gegen das „Ecce ego vobiscum sum omnibus diebus, usque ad consummationem saeculi" verschließt, vom göttlichen Pragmatismus der Kirchengeschichte nichts versteht und der „columna veritatis" eine ohnmächtige Secte substituiren möchte. Und nun der seichte, oberflächliche „Catalogus testium veritatis!" Ich bin überzeugt, wäre Twesten comparativ verfahren, hätte er anteflacianische und flacianische Historik einander gegenübergestellt, oder einfach mit den Centurien die Annalen des großen Baronius „sine ira et studio" verglichen, er würde das parteiische Lob jenes fahrigen illyrischen Rhetors, der den kirchlichen Halt verloren und schließlich gar den Manichäismus in neuer Auflage repräsentirte, bedeutend herabgestimmt haben.

Nitzsch stammt noch aus der Zeit, da die weiland Wittenberger Universität existirte; später erhielt er in Bonn und schließlich als Ersatzmann für Marheinecke, den Hegelianer, in Berlin seinen Wirkungskreis. Er ist, seit die preußische

Union im Jahr 1817 proclamirt und durch die neue Agende praktisch durchgeführt wurde, dem unionistischen Standpunkt mit seltener Consequenz treu geblieben. Als Delbrück in den zwanziger Jahren mit seinem Buch über Philipp Melanchthon auftrat, gehörte Nitzsch zu der Trias von Gegnern, welche diese theilweise Anticipation des Puseyismus zu bekämpfen suchten. Aber Daniel hat später zu Gunsten eben derselben neue, verstärkte Argumente vorgebracht, die schwerlich widerlegt werden können; und allmählich bricht sich denn doch in Kreisen, in denen z. B. die Anschauungen des Halleschen Volksblatts von Nathusius maßgebend sind, das Zugeständniß Bahn, daß die von allen Secten so sehr gemißhandelte hl. Schrift, in welcher „quaerit sua dogmata quisque et invenit", einer authentischen Auslegung bedarf. Das ist eben die lebendige Tradition der unfehlbaren Kirche, in welcher immerdar der Geist Dessen bleibt, der da spricht: „Ich bin die Wahrheit." Einem Möhler hat Nitzsch nur schwache Antithesen entgegensetzen können; gleichwohl schien er auf diese seine Opposition in der Fehde mit Kahnis Werth legen zu wollen. Bezüglich der Apologie Luther'schen Eherechtes in den Theologischen Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit (die seit mehr als dreißig Jahren den Sprechsaal der freilich verschieden nüancirten Schleiermacherschen Richtung bilden) ist es ihm ähnlich ergangen, wie seinem Antipoden, dem eher um Rechtsphilosophie als um Kirchenrecht verdienten Kammerredner Stahl, mit den schillernd sophistischen Vorträgen über den Protestantismus als politisches Princip. Es ist fürwahr sehr wohlfeil, schwer wiegende Argumente, etwa der „Historisch-politischen Blätter", mit abgenutzter polemischer Scheidemünze abzuthun. Wem wird es je gelingen, z. B. Luthers Predigt vom ehelichen

Leben vom Jahr 1522, die offenen Concubinat gutheißt, oder aber seine mazzinistischen Aussprüche über Kaiser und Papst in etwa zu rechtfertigen und zu Ehren zu bringen? Die beste, den Grundsätzen christlicher Milde und Schonung conforme Auslegung bleibt noch immer die Annahme, der „Gottesmann" sei, wie ehedem die Montanisten, zeitweilig, wenn er blasphemische, sacrilegische Aeußerungen that, seiner selbst nicht mächtig und unzurechnungsfähig, sondern wie von Furien getrieben, des Weihwassers und der Exorcismen der Kirche benöthigt gewesen. — Recht verdienstlich war die Stellung, die Nitzsch in seinen Verhandlungen mit Lücke über immanente und ökonomische Trinität eingenommen; Schleiermachers Scrupel über sabellianische und athanasianische Auffassung waren nunmehr überwunden. Das weitverbreitete „System der christlichen Lehre" von Nitzsch ist ein gewiß an sich berechtigter, formell nicht neuer Versuch, die dogmatischen und ethischen Momente des christlichen Lehrganzen zu harmonischer Darstellung zu bringen; es hat dem Hegelthum gegenüber, welches vom Dunst der Speculation die sittlichen Factoren so ziemlich absorbiren ließ, um so bessere Früchte getragen. Aber so voraussetzungslos der Verfasser auftritt, und wenn er auch rein aus der hl. Schrift argumentiren will, so wird man doch bald gewahr, es läuft Alles auf Verherrlichung der Unionsgedanken mit Unterschätzung der confessionellen Sonderausprägungen hinaus; und katholisch-kirchliches Dogma und moralische Grundsätze erhalten in den Anmerkungen oberflächliche, falsche Beurtheilung. Die „praktische Theologie" desselben Gelehrten ist jedenfalls mit die bedeutendste Erscheinung dieser Art auf protestantischer Seite; es sind darin auch gründliche geschichtliche Untersuchungen niedergelegt.

Die Parole „Consensus-Union" hat Nitzsch immerdar festgehalten, auf der Berliner Generalsynode vom Jahr 1846, bei Constituirung des Oberkirchenrathes und sonst in Schrift und Wort; in diesem Sinne suchte er Luther und Calvin und Melanchthon und Bucer, deutsche und helvetische Confessionen des 16. Jahrhunderts auszugleichen; aber es ist ihm trotz des Aufwands von nicht wenig Scharfsinn mißlungen, Viele von der theoretischen Möglichkeit und praktischen Haltbarkeit dieser Consensus-Union zu überzeugen.

Der Oberhofprediger Strauß war, als ich nach Berlin kam, bereits eine alternde, geknickte Kraft. In den Wupperthal'schen Kreisen und in der ersten Zeit seines Auftretens in der preußischen Residenzstadt hat er viel heilsamen Einfluß ausgeübt; gar mancher Prediger verdankt es ihm, von dem vulgären Rationalismus curirt zu sein. Die Hofluft ist ihm sicher nicht wohlthätig gewesen; ich bin jedoch weit davon entfernt, ihn in eine Kategorie mit dem „Bischof" Eylert, dem Biographen Friedrich Wilhelms III., der diesen bei Lebzeiten so oft übel berieth, zu stellen. Sein Buch über das Kirchenjahr enthält viel schöne Partien, auch in naturphilosophischer Hinsicht, in welcher sich die Anklänge an Steffens und Schelling nicht verkennen lassen; die Verwerthung sinniger Symbolik mittelalterlicher Liturgiker, die Benützung der „Legenda aurea" und der kirchlichen Missalien ist ihm sehr zu statten gekommen (man kann eben im Kirchenjahr neben der Gnaden- und Strahlensonne, von welcher alle einzelnen Tage desselben ihr Licht empfangen, die Sterne am Himmel der Heiligen und Seligen, welche in eben jener, in Christus dem Herrn, ihren Mittel- und Zielpunkt finden, nicht ignoriren); den Coincidenzpunkt zwischen sonntäglicher Epistel und dem hl. Evangelium ausfindig zu machen, war

nicht immer leicht möglich. — Strauß hatte die Freude, neben sich in derselben Facultät seinen ältern Sohn, als alttestamentlicher Exeget und Reisebeschreiber des hl. Landes bekannt, wirken zu sehen.

Hengstenberg hatte mich früher schon längere Zeit seiner schriftstellerischen Wirksamkeit nach beschäftigt. Der persönliche Eindruck nun, den ich in Berlin von ihm gewann, widersprach nicht den Vorstellungen, die ich mir über ihn gebildet. Bekanntlich hat er verschiedene Phasen durchlaufen, bis er zu dem Parteistandpunkt gelangt, den er jetzt seit mehreren Jahren einnimmt. Nach beendigten academischen Studien einem sehr allgemein gehaltenen Pietismus hingegeben, trat er in Berlin mit Beginn seiner Lehrthätigkeit in Schrift und Wort zunächst der rationalistischen Kritik, die auf dem Gebiet der hl. kanonischen Bücher heuschreckenartig so viel Verheerung angerichtet, entgegen. Und wer wollte läugnen, daß er in diesem Betracht einer bessern Richtung unter seinen Glaubensgenossen den Anstoß gegeben, daß er einer conservativen Kritik die Bahn geebnet, daß er in seinen exegetischen Arbeiten über den Pentateuch, die Psalmen, die messianischen Weissagungen u. s. w. gerade durch das Anknüpfen auch an die patristische Tradition methodisch und materiell treffende Gesichtspunkte zur Geltung gebracht? Aber es konnte den Talentvollern unter seinen Schülern nicht schwer fallen, auch die Einseitigkeiten und Schwächen seiner hermeneutischen Grundsätze und theologischen Voraussetzungen herauszufinden; darum sind manche derselben ihm untreu geworden und theilweis, wie z. B. der Erlanger Bibeltheolog Hofmann, in ganz verschiedene Bahnen gerathen. Das charakteristischste Product Hengstenbergs auf dem Gebiet der Exegese ist jedenfalls seine Auslegung der Apocalypse

des hl. Johannes. Ein wichtiger Schlüssel für Verständniß des darin vertretenen Standpunktes bleibt der Umstand, daß sie ihre Genesis den Jahren 1848 und 49 verdankt. Hengstenberg huldigt offenbar chiliastisch-irvingianischen Anschauungen; Thiersch, Pochhammer, die „Engel" und andere Graduirte der neuen Apostelkirche — oft gutmüthige Schwärmer von aufrichtigem Streben, denen noch nicht das „velamen" vom Herzen gefallen ist, um die wahre Arche und Himmelspforte finden zu können — haben Ursache, sich auf seine Autorität zu berufen. Hengstenberg kennt den terminus a quo und ad quem für die Dauer der Christokratie; wir leben seit 1800 in der Zeit, in welcher „Satan beut an den Streit Christo und der Christenheit." Er hat viele lutherisch-reformirte Vorurtheile gegen die katholische Kirche zu beseitigen gesucht, namentlich auch der seit den Tagen des abgefallenen Augustinermönchs stereotyp gewordenen Blasphemie vom Antichrist den Laufpaß ertheilt. Er gibt zu, wie Luther in den Stunden, in welchen das kirchliche Gewissen rege wurde, der Katholicismus habe Wort Gottes, wahre Sacramente, wahre Schlüsselgewalt u. s. w. Er ist klarer und entschiedener, als sein Vorbild, der Gnomon-Bengel. Aber er bleibt auf halbem Wege stehen; er muß den Vorwurf des Katholisirens von seinen Glaubensgenossen hinnehmen; er muß es sich gefallen lassen, wenn ein Heidelberger Schenkel offen erklärt, der „Romanismus" sei viel ehrenwerther, als Hengstenberg'sches Halbiren und Liebäugeln nach beiden Seiten. Es ist eben dieselbe neuluther'sche Richtung eines Stahl, Kliefoth und Anderer, die mit den Kleinodien des Katholicismus die „Juwelen von Wittenberg" copuliren möchten, in deren Logik Sola-fides-Theorie und Kirchen- oder Amtsbegriff Ausgleichung finden, die Luther nur halb und von der Mutterkirche

sehr wenig kennen, die — so consequent und „ehernen Mauern" vergleichbar sie scheinen — doch nach subjectivistischem Belieben Transactionen einzugehen bereit sind, die nicht den Muth und die Demuth haben, zu gestehen, daß die Luther'schen Wahrheitsfragmente aus der Fülle des untheilbaren kirchlichen Depositums entlehnt sind. Diese Leute werden schwer zum Frieden der Kirche gelangen; sie haben keinen Hunger und Durst nach der vollen, absoluten Wahrheit; sie sind satt in sich selber; sie glauben, ihre Mission sei eine außerordentliche, prophetische; sie wollen meistern, aber nicht in die Schule gehen; sie glauben dem unfehlbaren Magisterium der Kirche eine Lection ertheilen zu können, und würden, wenn man ihnen mit synkretistischen Intentionen entgegenkäme, wenn man sich von ihnen belehren ließe, wie und wo kirchliches Dogma und Ritus und Verfassung zu ändern sei, verluthert werden müsse, huldvoll Beifall lächeln; es sind Männer der Phrase, nicht der That; des Scheins, nicht des Wesens. Mit täglichen Morgenandachten glauben sie das unblutige Opfer surrogirt zu haben. Das „Sacrament so wunderbar, angebetet immerdar", haben sie aus der Kirche verbannt, und erdreisten sich zu sagen: Die Reformation ist Jesus Christus. Trotz aller affectirten Anerkennung des „Wahren im Papismus" stimmen sie in das blasphemische Gekrächz: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort und steur' des Papsts und Türken Mord, die Jesum Christum deinen Sohn stürzen wollen von seinem Thron", ein. Luther, wie sich dessen Bild in ihrem Geist eben „photographirt" oder vielmehr scotographirt hat, ist ein „Wundermann." Und kommt Einer aus ihrer Mitte, wie z. B. jüngst Vorreiter, ohne darum auf katholischem Standpunkt zu stehen, durch ernste Studien zum Geständniß, der „Gottesmann"

sei eigentlich schon im October 1518 vom reformatorischen Beruf abgefallen, habe unter dem Einfluß des sittlich verkommenen Hutten die Geisteszucht verloren und in den Zauberkreis des unseligen Revolutionsgeistes gebannt, „der wahren antichristlichen Macht" in die Hände gearbeitet, — so verstocken sich die Hengstenbergianer gegen diese evidenten Nachweise, forciren ihre fieberhafte Schwärmerei für den „Evangelisten von Wittenberg", diesen eiteln, hochmüthigen, anmaßenden Prahler, und orakeln in die Welt hinein: „Die Elle, an welcher die römische Kirche ihre Heiligen mißt, ist für ihn viel zu kurz, für diesen Helden Gottes, der ein Gnadenkind ist und doch von Affecten und ungebändigter Natur überschäumt." — Bei weitem mehr als die strengwissenschaftlichen Schriften, hat die Redaction der sog. Evangelischen Kirchenzeitung Hengstenberg intensiven und extensiven Einfluß verschafft. Der Ton ist von Anfang an dictatorisch gewesen, aber er hat mehrere Metamorphosen durchlaufen. Mit den Denunciationen gegen den Halle'schen Rationalismus und mit der Bekämpfung des Schleiermacherthums begann die Zeitung; in Folge dessen brach August Neander mit ihr; er hatte Recht, die Zulässigkeit eines protestantischen Glaubenstribunals zu bestreiten. Hengstenberg blieb dann noch mehrere Jahre lang ein Freund der preußischen Union und hatte keine Sympathien für die verfolgten Altlutheraner in Schlesien. Konnte doch sein Gesinnungsgenosse, der jetzige Generalsuperintendent Hahn in Breslau, getrosten Muths sich dazu herbeilassen, unter dem Schutze von Militärgewalt einen Agendenprediger in die Dorfkirche von Höningern trotz des Widerstandes der Gemeinde zu introduciren! Seit aber der Redacteur der Evangelischen Kirchenzeitung die Einsicht erlangt, Wittenberg und Genf könnten nicht

leicht unter Einen Hut gebracht werden, machten sein Blatt und dessen Leser je länger je mehr eine Schwenkung zum entschiedenen Lutherthum hin. Die Parolen: „Kirche, Amt, Bekenntniß, Sacrament" rc. waren nun gegeben und sind mit Modificationen dieselben geblieben. Die landeskirchlichen Behörden geriethen durch diese „kleine, aber mächtige Partei" in große Enge und öftere Verlegenheit; ein Glück für die Kirchenzeitung, daß mehrere Generalsuperintendenten ihr verbrüdert waren, von ihr inspirirt wurden. Man denke an die Monbijou-Conferenzen vom December 1856. Wie lange dieß Treiben noch dauern wird, Gott weiß es. Aber künstliche, bastardartige Machwerke haben keinen Bestand. Die ewige Verheißung gilt nur der **petra Petri**, an der alle offenen oder verkappten Feinde zerschellen müssen.

Piper hat als Gründer des „christlichen Museums" in Berlin Verdienst. Er beschäftigt sich viel mit kirchlicher Archäologie und Symbolik, muß aber natürlich den Leistungen eines Bosio, Arringhi, Bartoli, Bottari, Boldetti u. A. gegenüber weit zurückstehen. Hier in Rom überzeugte er sich, wie ich aus glaubwürdigem Munde gehört, in den Katakomben davon, daß der „papistische Irrthum", d. h. die katholische Wahrheit, bis in die ältesten Zeiten hinauf reicht. In der That hätten ihn, wäre er guten Willens gewesen, die Inschriften und Monumente der vornicänischen Zeit zu der Erkenntniß führen müssen, daß, was die Kirche heute lehrt und bekennt und in Cultus und Disciplin ausübt, mit der ganzen Vergangenheit seit den Tagen der Apostel congruent ist; und die praktischen Consequenzen dieser Erkenntniß ergeben sich von selbst. Aber der Besuch von Rom ist eben entweder Anlaß zu tieferem Fall und hartnäckigerer Verstockung, oder zu freudiger Auferstehung, ein Geruch des

Lebens oder des Todes. — Die Methode, nach welcher Piper christlich-archäologischen Stoff in seinem wunderlichen „Evangelischen Kalender", den er mit neuen Unions-Heiligen füllt, verwerthet, ist eine höchst einseitig-beschränkte.

Vatke, gleich Hengstenberg alttestamentlicher Exeget, war als getreuer Hegelianer eine vereinzelte Erscheinung in der Berliner theologischen Facultät.

Erdmann, jetzt in Königsberg, Neandrianer wie Schneider (der erste Herausgeber der im Geist der Studien und Kritiken gehaltenen „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben"), veröffentlichte, gerade als ich nach Berlin übersiedelte, ein Schriftchen über „die Reformation und ihre Märtyrer in Italien." Es kann dasselbe als weitere Ausführung der 18 Jahre früher gedruckten „Erinnerungen an Marco Antonio Flaminio und das Aufkeimen der Reformation in Italien" von Neander gelten. Eine oberflächliche, gegen die Kirche giftige Stylübung, in welcher nicht im Mindesten etwa Resultate historischer Forschung zu Tage treten, sondern Fictionen oder Entstellungen von Facten. Rechnet man den seichten, schöngeistigen Humanisten Aonio Paleario (dessen gehässiges, die kirchlichen Dogmen carrikirendes Werklein „del beneficio di Gesù Cristo" nur darum so viel Aufsehen machen konnte, weil man sein Erscheinen und Verschwinden so romanhaft geschildert hat), den hochmüthigen und ehrgeizigen Paolo Vergerio, den verschwommenen und unklaren Antonio Flaminio, ein paar Damen à la Argula, und einige nach Weibern und Wohlbehäbigkeit lüstern gewordene Mönche ab, so fanden die Wittenberger oder Genfer Doctrinen gar keinen Halt und Anknüpfungspunkt in weitern Kreisen des italienischen Volkes. Und von „Märtyrern" kann nur fabeln, wer in den Refrain

Basler Geschichtsweisheit einstimmt, daß „die römischen Päpste im Zeitalter der Reformation mit allen Waffen der Gewalt und Verfolgung allen denen entgegentraten, die das lautere unverfälschte Wort Gottes höher achteten, als die Satzungen einer abgefallenen und abgöttisch gewordenen Kirche," und wer andererseits ignorirt, was der hl. Augustinus sagt: **„Nam et apud haereticos, qui propter iniquitates et errores suos aliquid molestiarum perpessi fuerunt, nomine martyrii se jactant: ut hoc pallio dealbati facilius furentur, quia lupi sunt."** — Was im 16. Jahrhundert mißlungen, an der felsenfesten Gläubigkeit des Volkes gescheitert, versucht man seit Jahren von Neuem. Schon 1858 triumphirte die brittische Bibelgesellschaft über den reichen Absatz von Bibeln in den Gebirgsthälern von Piemont, und der süßlich-fromme Graf Shaftesbury, dieser Fahnenträger des heuchlerischsten und jämmerlichsten Pietismus, strömt heut in Meetings von Freude über, daß nun die Pforten Italiens für das „Evangelium" geöffnet sind. Man beehrt den Sectarier Garibaldi mit dem Geschenk einer elegant eingebundenen Barterbibel; man kündigt in Kaffeehäusern unentgeltliche Auslegung des „Wortes Gottes" an, man benützt weidlich die politischen Wirren, um gegen den Altar anzustürmen, und man möchte gar zu gern die katholische Halbinsel durch das Medium des Protestantismus von den objectiv-kirchlichen Lebensmächten und Gnadenkräften loslösen. Die Tractatenfabriken in Genf, Basel, London und ihre Filiale in Turin sind geschäftig, um das Land mit ihren höllischen Produkten zu überschwemmen. Die Signatur dieser häretischen Wühlerei ergibt neben lügnerischen Machwerken, wie der **„Corte Romana"**, dem **„Perdono"** und andern, — besonders der logisch und theologisch erbärmliche **„Catechismo Protestante"**,

gegen den selbst Luther das Anathem geschleudert haben würde. Und überdieß wird nicht Judasgeld gespart, um den Verrath des „**amabile Gesù sacramentato**“ zu erzielen. Ton der Schriften und Methode der Verführung sind dieselben, wie in Deutschland im 16. Jahrhundert. Und der Erfolg? Die Sectarier, die Leute des „unterirdischen Italiens“, die Glieder der geheimen Gesellschaften machen mit der protestantischen Agitation gemeinsame Sache; sie gehören aber schon lange nicht mehr der Kirche, sondern dem Reich der Finsterniß an. Doch es kommt die Zeit, wo es heißen wird: „**Afflavit Deus et dissipati sunt.**“ Italien wird nicht, wie Deutschland, dreihundertjährige Krämpfe und Zuckungen durchzumachen haben. „**Desiderium peccatorum peribit.**“ Die Kirche kann zeitweilig physische, aber nimmer moralische Niederlagen erleiden; und der Endsieg ist ihr so gewiß, als der Gottmensch im heiligsten Sacrament unter uns thront und bei uns bleibt bis an's Ende der Tage. — —

Ich kam nach Berlin bereits nach vollendetem academischem Triennium, und um mich zunächst für die theologische Promotion vorzubereiten. Darum belegte ich nur noch äußerst spärlich eine und die andere Vorlesung. So das System der christlichen Lehre von Nitzsch, eine Erklärung und weitere Begründung der in dem gleichnamigen Buch enthaltenen Sätze; ferner die dogmenhistorisch gehaltene Interpretation der ökumenischen Symbole bei Twesten, der viel Material und klar verarbeitet beizubringen wußte; die Strauß'sche Homiletik, in der es an treffenden praktischen Winken nicht fehlte; und endlich die Geschichte des Reiches Gottes im Alten Bunde bei Hengstenberg, der in diesem Colleg die Gesammt-Resultate seiner exegetischen Forschungen auf alttestamentlichem Gebiet verwerthen konnte. Nur wenige der einschlä-

gigen literarischen Produkte Anderer, auf die er zu sprechen kommen mußte, fanden Gnade vor seinen Augen; er entsandte den Bann nach verschiedenen Seiten, als ob ihm individuell die Verheißung gegeben, daß er die rechte Schriftauslegung allweg treffen würde. Ein Kurz, Hofmann, Baumgarten und Andere sind nun nicht mehr correct, und lediglich was Hengstenberg'sche Principien consequent festhält und durchführt, hat auf Anerkennung Anspruch. Katholische Exegese darf natürlich vornehm ignorirt oder sehr oberflächlich abgefertigt werden. Bezüglich Movers mochte Hengstenberg ähnlich denken, d. h. in demselben Irrthum stecken, wie De Wette; und einen Richard Simon konnte er nur sehr einseitig würdigen. Auch wenn man bloß auf das kritisch-philologische oder archäologisch-symbolische Moment reflectirt, ist auf testamentlichem Gebiet katholischer Seits — abgesehen von den Riesenwerken der frühern Vergangenheit — in unserem Jahrhundert doch in Wahrheit Erkleckliches geleistet worden. Man denke an Movers, Hug, Maier, Reinke, Friedlieb, Krüger, Stern, Welte, Reusch und Andere. Hengstenberg ist in dem Wahn befangen, die Katholiken müßten in wissenschaftlichem Betracht sich einige Brocken vom Protestantismus erbetteln; denn Wissenschaft könne auf katholisch-kirchlichem Boden nicht gedeihen. Das heißt doch in der That der geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit kühnlich in's Gesicht schlagen und in das gleiche Horn mit den modernen, ungläubigen Wissenschaftspächtern *κατ᾽ ἐξοχὴν* stoßen. Hengstenberg offenbarte derartige Anschauungen bei Gelegenheit einer Disputation, in welcher ich als Opponent zugegen war. Sprach er da der Kirche die Wissenschaft ab und vindicirte er sie als eines der vielen Kleinode dem Protestantismus, so mußte er gleichwohl unmittelbar darauf ein pietistisches Ge-

wimmer über Bunsen'sche Wissenschaftlichkeit anstimmen, und den neuen Bibelübersetzer, der dem Semitischen Unverstand zuerst Japhetisches Verständniß eingeimpft, in ähnlicher Weise, wie sein Freund Stahl mit dem „Hippolytus" und den „Zeichen der Zeit" verfahren, proscribiren. „Noli tangere circulos meos." Bunsen konnte immerhin mehr Consequenz des Protestantismus und Verwandtschaft mit Luther — er hat dieß auch hier in Rom unmittelbar dem hl. Stuhl gegenüber bewiesen — für sich beanspruchen, als die amphibienartige Kirchenzeitungspartei. —

Von vornherein trat ich zu Berlin in vier verschiedene Seminarien ein. Einmal in das philosophische, in welchem der um wissenschaftliche Ueberwindung des Hegelianismus hochverdiente Trendelenburg die Lectüre und Interpretation der Nikomachischen Ethik und der Rhetorik von Aristoteles leitete. Ich begreife nicht, wie derselbe jüngst, nachdem das emancipirte Dämchen den Briefwechsel Alexanders von Humboldt veröffentlicht und so auf den Charakter des vergötterten Verfassers des „Kosmos" ein ewiger Schatten gefallen, für diesen noch eine Lanze brechen konnte. Wahre wissenschaftliche Größe ist mit Charakterlosigkeit unvereinbar; und irdische Lorbeeren geben noch keinen Anspruch auf Himmelskronen.

In dem kirchenhistorischen Seminar lasen wir unter Lehnerdt's Leitung die Apologien des hl. Martyrphilosophen Justinus und die schöne Schrift des Origenes wider den antichristlichen Eklektiker Celsus. Ich ließ es mir angelegen sein, in den Werken der Kirchenväter immer heimischer zu werden, und beschaffte mir zum Behuf häuslicher Lectüre die größte Zahl der in neuerer Zeit erschienenen Handausgaben. Die Abfassung einer Abhandlung über den hl. Barnabas

und seinen in die Sammlungen der apostolischen Väter aufgenommenen Brief führte mich auch zum ersten Mal zu Hefele. Den hl. Hilarius von Poitiers las ich mit großem Interesse; es galt, die Trinitätslehre dieses Athanasius des Abendlandes in einer Seminararbeit darzustellen. Seine scharf- und tiefsinnigen Argumentationen über jenes Mysterium des christlichen Glaubens machten auf mich einen solch' bewältigenden Eindruck, daß ich zu ihnen durchgängig Ja und Amen sagen mußte; es gelang mir wohl eine organische Entwicklung derselben, aber keine schulmeisternde „Kritik", wie sie sich so oft in dogmengeschichtlichen Compendien breit macht.

Twesten leitete die Uebungen des neutestamentlichen Seminars, die sich auf das Johannes-Evangelium und den Epheserbrief bezogen. Er verfuhr mit großer Akribie; die vorhandene exegetische Hülfsliteratur war an die einzelnen Seminaristen vertheilt, um an gehöriger Stelle vertreten zu sein; die Genauigkeit aber artete zuweilen in Schwerfälligkeit aus und hatte pedantischen Anstrich; man verlor über dem Buchstaben den Geist; die geschichtliche Rücksichtnahme auf die verschiedenen Erklärungen einer Stelle hatte oft den Anstrich gelehrter Notizenkrämerei. Instructiv waren dagegen die längern Digressionen, zu denen Twesten die Mitglieder des Seminars hin und wieder veranlaßte. So mußte ich einmal eine Untersuchung über das Wechselverhältniß von johanneischer und gnostischer Logoslehre anstellen, zu welcher ich namentlich auch die sog. Philosophumena des Origenes benützte, und durch deren Resultate ich vollends die Bodenlosigkeit der Hypothesen der Tübinger Schule erkannte.

An der Spitze des alttestamentlichen Seminars stand Hengstenberg, der uns die prophetischen Bücher, speciell die messianischen Weissagungen interpretiren ließ. Ich konnte

mich nicht, wie so manche seiner nur zu getreuen Schüler, dazu verstehen, bloß wiederzukäuen, was er selbst oder seine Gesinnungsgenossen in ihren Commentaren beigebracht. Ich glaubte einen Hitzig, Ewald und Andere gleichfalls zum Wort kommen lassen zu müssen, auch wenn ich ihre Ansichten nicht zu billigen vermochte. Vor Allem aber berücksichtigte ich die patristische Tradition der Auslegung. In sichtliche Verlegenheit gerieth Hengstenberg einmal bei Gelegenheit der Erklärung des ersten Kapitels vom Propheten Malachias V, 11: „Ab ortu enim solis usque ad occasum, magnum est nomen meum in gentibus: et in omni loco sacrificatur et offertur nomini meo oblatio munda." Ich citirte die katholische Auslegung des hl. Augustin in der „Stadt Gottes" XVIII, 35 vom christlichen Priesterthum und der fortdauernden Darbringung des heiligen unblutigen Opfers; sie hatte mich gefesselt und in Gedanken viel beschäftigt. Hengstenberg stockte in etwa, kam aber dann mit der alten Cantilene vom allgemeinen Priesterthum u. s. w. Ich wurde momentan beruhigt; meine Erkenntniß in Bezug auf kirchlich-dogmatische Fragen war damals noch nicht zur Klarheit gereift; ich gelangte erst später zum Synergismus mit der Gnade, die an der Thüre meines Herzens anklopfte und durch den ernsten Ruf: „Surge qui dormis" mich der Entscheidung immer näher führte. — —

Für das Jahr 1856 stellte die Berliner theologische Facultät folgende Preisfrage: „Ea doctrinae romano-catholicae forma, cuius testis exstat Confutatio Pontificia, Carolo V Imperatori in comitiis Augustanis a theologis pontificiis exhibita, per omnes eas partes, quae ad explicandam dijudicandamque veram ecclesiae evangelicae sententiam, in Augustana Confessione propositam atque

in eius Apologia diligentius expositam et confirmatam, apprime insignes videantur, ex monumentis huc pertinentibus accurate describatur et illustretur.“ Die Proposition gerade dieses Thema's ist wohl hauptsächlich auf Rechnung Lehnerdt's zu schreiben. Weil Vertreter der historischen Theologie in der Facultät, hatte sich ihm zumeist als fühlbare Lücke unserer kirchen- und dogmengeschichtlichen Literatur der Umstand nahe gelegt, daß die Kenntniß katholischer Theologie seit Beginn der sog. Reformation bis zur Eröffnung des hl. Kirchenraths von Trient zum großen Theil entweder von gänzlicher Unkenntniß nicht verschieden ist, oder aber daß sie sich auf dürftige, landläufig gewordene, oft irrthümliche und unbegründete Notizen beschränkt. Die Polemik der Augsburger Confession und ihrer Apologie, sowie der meisten Schriften Luthers, Melanchthons, Zwingli's und ihrer Consorten betrifft noch nicht die Canones von Trient, reflectirt auch nicht vorwiegend auf die Scholastik des Mittelalters, sondern ist gegen die zeitgenössischen, gleichzeitigen Vertheidiger katholischen Glaubens und kirchlicher Sitte gerichtet. Nun redet man wohl von dem Schriftenwechsel, der durch den Ablaßstreit herbeigeführt wurde, man kennt Heinrich VIII. von England vor seinem tiefen sittlichen Fall als Apologeten der sacramentlichen Siebenzahl; man weiß, daß in der Lehre von der Sünde und der Gnade der dogmatische Gegensatz des Protestantismus und Katholicismus in seiner historischen Bedeutung zuerst in der Controverse zwischen Erasmus und Luther hervortrat, daß die Confutation vom 3. August 1530 die katholische Antithese zu der Augustana bildet; man berücksichtigt auch die unionistischen Conferenzen von Augsburg, Worms, Regensburg und ihre Resultate in dogmatischem und kirchenregimentlichem Betracht. Aber man

behilft sich, unkritisch trotz aller Arroganz von Kritik und uneingedenk des „audiatur et altera pars", mit wenig stichhaltigen, abgenutzten Kategorien. Man hat entweder ein der Wahrheit gar nicht entsprechendes Zerrbild von der Scholastik und nennt die katholischen Gegner der sog. Reformatoren in diesem Sinn „vollkommene Scholastiker"; oder da man sich, eben so wenig wie ein Luther, Melanchthon u. s. w., nicht die Mühe nehmen will, die Scholastiker gründlich zu studiren, sondern seine Weisheit aus irgend einem „faulen Knecht" schöpft und flugs über „Formalismus, Geistlosigkeit, Werkheiligkeit" u. s. w. des „finstern Mittelalters" räsonnirt, da man aber andererseits auch bei der oberflächlichsten Einsichtnahme von den Tridentiner Beschlüssen sich überzeugen muß, ihre Substanz sei so sehr wenig adäquat dem, was die sog. Reformatoren Katholicismus nennen, oder vielmehr Papismus, und als solchen bekämpfen, — so ist man mit dem Schlusse flugs zur Hand, die Väter von Trient haben das kirchliche Lehrganze in vielen Stücken idealisirt. Eine unveränderliche Continuität des Dogma's erscheint auf akatholischem Standpunkt undenkbar.

Als ich mich entschlossen, an die Lösung jener Preisfrage zu gehen, sah ich zunächst die Nothwendigkeit ein, den symbolischen Büchern des Protestantismus und den Werken der sog. Reformatoren, so weit sie mir damals noch nicht bekannt waren, eingängliche Lectüre zu widmen, um aus ihnen die Controvers-Angelpunkte zu fixiren und das Urtheil der „Gottesmänner" über die kirchlichen Gegner, mit denen sie es zu thun hatten, zu constatiren. Dadurch fiel freilich viel Schatten auf die Letztern, und das gute Recht des neuen Evangeliums von Wittenberg war außer Frage gestellt. Denn beispielsweise, welche Sprache führt die Apologie der

Augsburger Confession über die zeitgenössischen katholischen Theologen? „Verzweifelte Sophisten", nennt sie dieselben, „die böslich das hl. Evangelium auf ihre Träume deuten. — Die losen, leichtfertigen Sophisten. — Nun lehren, noch schreiben die Scholastici nicht ein Wort, nicht einen Titel vom Glauben, welches schrecklich ist zu hören. Denen folgen unsere Widersacher, und verwerfen diese höchste Lehre vom Glauben, und sind so verstockt und blind, daß sie nicht sehen, daß sie damit das ganze Evangelium, die göttliche Verheißung von der Vergebung der Sünde und den ganzen Christum unter die Füße treten. — Unsere Widersacher sind gut rohe, faule, unerfahrene Theologen. — Die Widersacher wissen das mehrer Theil nicht, was sie reden. Denn wie oft reden und schreiben sie ihnen selbst Widerwärtiges? — Die Widersacher deuten viel Sprüche auf ihre Meinung, die doch nicht also lauten, aber sie machen Zusatz daran; so sie doch nicht verstehen, was Glaube sei, was Christus ist, oder wie es zugeht, wenn ein Mensch für Gott gerecht wird. — Die Widersacher wissen nicht vom Evangelio, sondern sehen allein das Gesetz an, wollen damit um eigener Heiligkeit willen einen gnädigen Gott haben, nicht aus Barmherzigkeit um Christus willen. Also sind sie allein Gesetz-Lehrer, und nicht Lehrer des Evangelii. — Von dem Glauben, dadurch wir uns halten an den Mittler Christum, reden sie nichts, und das mehr ist, von dem Glauben wollen sie nichts hören, noch sehen, unterstehen sich diese Lehre vom Glauben mit dem Schwert und Feuer zu tilgen."

Durch solche Tiraden ließ ich mir den freien Blick nicht beirren; von vornherein schimmerte durch eine Sprache dieser Art die Parteileidenschaft hindurch. Es galt also, jene von den Solafidisten des 16. Jahrhunderts in intellectuellem und

moralisch-religiösem Betracht so hart angelassenen und geschmähten „Widersacher“ aus den Quellen selbst kennen zu lernen. Den nächsten Anknüpfungspunkt bildete naturgemäß die officielle, in des Kaisers Karl V. und der katholischen Stände Auftrag verfaßte Confutation der Augsburger Confession. An ihrer Composition war die Elite kirchlicher Theologen Deutschlands, ein Eck, Faber, Wimpina, Cochläus, Mensing, Dietenberger, Redörffer u. A., betheiligt. So kam ich denn zu den Schriften, die diese Männer vor und nach dem Jahr 1530 gegen die krebsschadenartig immer weiter um sich greifende Häresie veröffentlicht. Die Berliner königliche Bibliothek besaß eine große Zahl derselben in den Originalausgaben. Ich wurde weiter mit der deutschen Theologie des sinnigen Berthold von Chiemsee, mit der „Confessio“ des großen ermländischen Bischofs Card. Stanislaus Hosius, mit Erasmus, mit dem bereits durch Gröne glänzend gerechtfertigten Tetzel, der die Seelengefährlichkeit der Luther'schen Agitation von Anbeginn klar erkannt, mit Heinrich VIII., Hochstraten, John Fisher von Rochester (der jüngst an Kerker einen trefflichen Biographen erhalten), Ambrosius Catharinus, der Sorbonne, Sadolet, Contarini, mit den Berichten über die damaligen Disputationen in Deutschland und der Schweiz, mit den päpstlichen Instructionen, die Raynaldus und Le Plat mittheilen; endlich mit den Reichstagsacten, sofern sie religiöse und kirchenpolitische Fragen betrafen, bekannt. — Es waren überhaupt etwa siebenzig katholische Quellenschriften jener Zeit, die ich durchforschte und excerpirte. Gott weiß es, wie ich sie oft unter Thränen und mit heißen, innern Kämpfen gelesen. Ich wollte gegen das Gewicht der Argumente, die mir entgegentraten, protestiren, wurde aber überwunden. Und doch

mochte ich nicht zugeben, daß das Axiom von der Berechtigung und Nothwendigkeit der Reformation, wie sie von Luther und seinem Anhang durchgeführt ward, in Frage gestellt werden müßte. Die Demuth, die mit dem göttlichen Gnadenzug correspondirt, fehlte mir noch; der wissenschaftliche Hochmuth machte immer wieder seine falschen Rechte geltend. Einzig zu der historischen Erkenntniß war ich gelangt, daß die sog. Reformatoren oft falsch und einseitig und unbillig über ihre „Widersacher" geurtheilt, daß die Intelligenz der Letztern eben nicht gering gewesen, und daß deren Lehrsätze von den geistigen Vätern des Protestantismus nicht selten arg mißverstanden worden sind.

Nachdem ich die Lectüre der Quellen vollendet, ging ich an Darstellung des in denselben enthaltenen Systems. Mein Hauptabsehen richtete sich darauf, den reichhaltigen Stoff organisch zu verbinden, den innern Zusammenhang und Fortgang der controversen Dogmen genetisch hervortreten zu lassen. Ich mußte die Lehre von der Kirche in den principiellen Vordergrund stellen, da ich den letzten Halt aller andern Dogmen in ihr begründet fand. Dem ersten Kapitel über den Begriff der Kirche, Primat, Schrift und Tradition und Concilien ließ ich dreizehn weitere folgen. Zunächst über den menschlichen Urzustand, den Sündenfall, die Erbsünde und ihre Consequenzen. Sodann über den freien Willen und die Gnade. In dem vierten Kapitel von der Rechtfertigung, Gesetzeserfüllung und den evangelischen Rathschlägen schlug ich dieß Verfahren ein, daß ich siebenzehn aus den Quellen entnommene Thesen mit Erläuterungen versah und ihnen einen Anhang über die bezüglich des Artikels von der Justification namentlich in den Jahren 1530 und 1540 ff. versuchten Concordate beigab. Von den kirchlichen Satzungen

kam ich weiter auf die Sacramente im Allgemeinen und Besondern, und zum Schluß auf die Heiligen und deren Verehrung, so daß die „ecclesia“ als „militans“ Ausgangs-, als „triumphans“ Zielpunkt des Ganzen bildete.

Von der Darstellung des Systems war die Analyse der Quellen, aus welchen dasselbe geschöpft, unzertrennlich. Ich verarbeitete darum das biographische und literargeschichtliche Material als selbstständige Einleitung in die Entwicklung der dogmatischen Controversen. Protestantische und katholische Hülfsliteratur der neuern Zeit, die meinen Zwecken förderlich sein konnte, ließ ich nicht unberücksichtigt. Mit Freuden ergriff ich jede Gelegenheit, bei der ich Urtheile meiner damaligen Glaubensgenossen unterschreiben zu können meinte. Es fiel mir an manchen Stellen schwer, den modernen krittelnden Ton zu lassen; aber im Ganzen behielt das Streben, „sine ira et studio“ die Wahrheit zu sagen, zur Ehrenrettung der mißachteten „Widersacher“ in etwa beizutragen, die Oberhand.

Es war ein voluminöses Manuscript, das ich der Berliner theologischen Facultät als Antwort auf ihre Frage unter dem Titel: „De theologia romano-catholica, quae reformatorum aetate viguit, antetridentina“ und mit den meiner Herzensstimmung so ganz und gar entsprechenden Worten des hl. Paulus: „*καυχήσομαι ἐν ταῖς ἀσθενείαις μου, ἵνα ἐπισκηνώσῃ ἐπ' ἐμὲ ἡ δύναμις τοῦ Χριστοῦ· ὅταν γὰρ ἀσθενῶ, τότε δυνατός εἰμι*“ (2 Cor. 12, 9. 10) als Motto übermittelte. Die Facultät krönte meine Schrift; sie anerkannte in ihrer Censur, daß ich gründliches und gewissenhaftes Studium der einschlägigen Quellen bekundet („auctor incredibile quoddam et prope singulare in quaerendis examinandisque fontibus studium consumpsit, nec quid-

quam inde hauriendum neglexit, quod ad usum suum convertere posset“); sie hob den Forschergeist, der sich in meinem Manuscript documentirte, das Streben nach Klarheit und historischer Treue, von dem ich mich hatte leiten lassen, und überhaupt die förderlichen Resultate meiner Darstellung nachdrücklich hervor („non contentus ea quae alii hac de re invenerint colligere, ex fontibus omnia caute et circumspecte, permulta scite et intelligenter, multa denique ita exposuit, ut intelligentiam harum rerum multum promovisse videatur. — Qui se in exquirendis rebus sagacem, in existimandis prudentem, in probandis subtilem, in commentandis sollertem praestiterit“). Doch lief in eben demselben Urtheil auch der Vermerk unter, ich wäre zu gerecht („nimis justus“) gegen den Katholicismus gewesen. Die Aufnahme dieser Clausel hatte Hengstenberg (der übrigens naiv genug war, mir privatim zu bekennen, daß er meine Preisschrift nur aphoristisch gelesen, und trotzdem beanspruchte, eine vollgültige Kritik zu üben) beantragt; er meinte, ich hätte vom Standpunkt der „reformatorischen Symbole“ aus, deren Unfehlbarkeit und Verbindlichkeit mir problematisch geworden, die katholischen Antithesen widerlegen müssen; das Resultat meiner Untersuchungen liefe schließlich auf eine Apologie des „Papismus“ hinaus. Von anderer Seite mußte ich mir später aus demselben Grunde das Nathans-Wort: „So jung, und doch so weise“ zuraunen lassen. Es kam eben einer bestimmten Qualität verbissener Lutheraner unbequem, den Glorienschein ihres Heros ein wenig schwinden zu sehen. Und doch war ich noch weit von der Kirche fern; ich behauptete höchstens den Standpunkt eines Menzel und Leo. „Per multas tribulationes“, durch ascetische Kämpfe sollte ich zum Frieden gelangen.

Am 3. August 1856 hatte ich den theologischen Preis erhalten. Die Facultät acceptirte das gekrönte Manuscript zugleich als das übliche Licentiaten-Specimen. Wenige Tage später unterzog ich mich dem Rigorosum; in dem gleichen Augustmonat fand die öffentliche Disputation statt. Als Promovend hatte ich dem Berliner academischen Gebrauch gemäß durch eine Eingangsrede zur förmlichen Disputation hinüberzuleiten. Nach einigem Schwanken entschied ich mich dafür, an die Schrift des hl. Bernard „de consideratione" anzuknüpfen und zu zeigen, welche Stellung der Honigmund von Clairvaux zu der christlichen Speculation der frühern Zeiten einnimmt. Ich betonte, wie all' unser theologisches Ringen und Arbeiten dahin ausmünden müßte, daß wir mit der Braut im Hohenliede ausrufen könnten: „Nun habe ich Den gefunden, den meine Seele liebt." — Die Thesen, die ich in der Disputation vertheidigte, hatte ich so gewählt, daß ihr Substrat mir durch selbstständige Untersuchungen, die ich in näherer oder fernerer Vergangenheit angestellt, vollständig bekannt und ihre Fassung unumstößlich war. Sie betrafen vorwiegend Fragen aus dem Gebiet der alt- und neutestamentlichen Kritik, aus der Patristik und Kirchengeschichte, namentlich des 16. Jahrhunderts. Am Schluß der Disputation promovirte Twesten, damals Decan, mich feierlich zum Licentiaten der Theologie. —

Noch an dem Abend des Promotionstages mußte ich Berlin für viele Wochen verlassen, um auf dem Lande meine geschwächte Gesundheit — ich hatte den ganzen Sommer 1856, wohl in Folge der geistigen Anstrengungen und Aufregungen, am Terzanfieber laborirt — zu stärken. Es gelang dieß mit Gottes Hülfe, und ich athmete draußen wieder freier und froher auf. Dem Wunsch eines mir nahestehenden

protestantischen Pfarrers gemäß bestieg ich auch mehrere Male die Kanzel. Ich erinnere mich, Predigten über die Demuth jenes Zöllners, der an seine Brust schlug und sprach: „Gott sei mir Sünder gnädig," über die Makarismen und über das süße Invitatorium des Herrn: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen seid," gehalten zu haben; sie brachten Trost und Erquickung. — Mit Vorliebe trieb ich nebenbei pädagogische und katechetische Lectüre. — Aus Berlin hatte ich mir den kurz zuvor erschienenen ersten Band der Georg Voigt'schen Monographie über **Enea Silvio de' Piccolomini**, als Papst Pius **II.** und sein Zeitalter mitgenommen; sein Inhalt fesselte mich; ich zeichnete einige Blätter darüber auf, die ich später in der deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft (1857 S. 112 ff.) abdrucken ließ. Demselben Ferienaufenthalt verdankt meine in der gleichen Zeitschrift (1856 S. 333 ff.) mitgetheilte Abhandlung über die Contarinische Rechtfertigungslehre ihren Ursprung. Als ich sie schrieb, blendete mich noch die Ranke'sche Geschichtschreibung; ich war aus dem Cirkel der Anschauungen dieses so sehr gefeierten Historikers (es ist einmal Modeton geworden, alle Ranke'schen Arbeiten zu loben), der leider nur zu oft auf einseitigen Gesandtschaftsberichten fußt, über die Stellung der Päpste zur sog. Reformation noch nicht hinausgekommen. Ich glaubte ihm und schrieb ihm nach, ein Contarini, Poole, Sadolet und andere Glieder des „Oratoriums der göttlichen Liebe" wären in gewissem Betracht ein *ἀνάλογον* zu den antipäpstlichen Bestrebungen in Deutschland gewesen, während sie principiell und factisch mit ihren Reformvorschlägen auf katholischem Boden stehen blieben und lediglich anbahnten, was der hl. Kirchenrath von Trient in seinen Reformationsdecreten durchgeführt hat. Man kann

also nur durch Spiegelfechterei mit äquivoken Begriffen ein „tertium comparationis“ in diesem Fall ausfindig machen. Andererseits freute ich mich damals, zu sehen, wie ein Contarini zu Regensburg der Wittenberger Justificationstheorie einige Concessionen gemacht; Quirini's Versuch Kiesling gegenüber, die Contarinische Darstellung mit der katholischen zu identificiren, schien mir mißlungen; davon überzeugte mich die Analyse des „tractatus de justificatione“; die Venetianischen Editoren vom Jahr 1589 haben mit vollem Recht dem Abdruck der Pariser Originalausgabe von 1571 Correctorien beigefügt. Ganz verkehrt ist's aber, etwa mit Gieseler zu behaupten, Contarini sei „dem protestantischen Hauptgrundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben beigetreten“; denn, vertheidigt er auch das „fide justificamur“, so gab er doch dem Begriffspaar des Glaubens und der Rechtfertigung eine von der Luther'schen specifisch verschiedene Fassung. — Meine Ausführungen in jener Abhandlung sind oft unklar, irrthümlich und falsch; ich ließ mir noch durch den Orakelspruch der Schmalkaldischen Artikel, daß man von der Solafides-Lehre nichts weichen oder nachgeben kann, es falle Himmel und Erden oder was nicht bleiben will, imponiren. Vornehmlich erst durch das vortreffliche Buch von Döllinger über die Reformation, das mir viel später in die Hand kam, gewann ich Klarheit und die Gewißheit, daß gerade das vielgerühmte Materialprincip des Protestantismus sein wundester Fleck ist und von Anbeginn die traurigsten praktischen Consequenzen zu Tage gefördert hat und fördern mußte, daß keine Ausgleichung zwischen zwei schlechthin verschiedenen Auffassungen des Mittelpunktes der christlichen Religion und alles religiösen Bewußtseins möglich ist. „*Ἑνὸς δοθέντος ἀτόπου, τἆλλα συμβαίνει*“,

sagt Aristoteles mit Recht, und darum gilt's: „Principiis obsta."

Mitte October 1856 kehrte ich nach Berlin zurück. Wegen meines jugendlichen Alters und weil eben erst 1½ Jahre seit Vollendung des academischen Trienniums verflossen waren, konnte ich zunächst nicht daran denken, von der erworbenen Licentiatur Gebrauch zu machen; ich mußte die Habilitation hinausschieben. Doch geschah es, daß ich nach meiner Rückkehr sofort in anderer Weise in's Lehrfach kam. Ich übernahm nämlich an dem neugegründeten Friedrichs-Gymnasium in mehreren Klassen den Unterricht in der Religion und in der Ebräischen Sprache. Letzterer war bis dahin an jener Anstalt noch nie ertheilt worden; ich entwarf einen Lehrplan, der vom Provincialschulcollegium der Mark Brandenburg bestätigt wurde und den ich in der Folge praktisch bewährt fand. Der Religionsunterricht, bezüglich dessen es mir nicht schwer fiel, in methodologischer Hinsicht den verschiedenen Alters- und Erkenntnißstufen der Schüler in den einzelnen Klassen mich zu accommodiren, ist ein Feld gewesen, auf welchem ich reiche Erfahrungen, trübe und freudige, sammelte. Jede Klasse ein Miniaturbild von der Zerfahrenheit und Zerrissenheit des Protestantismus im Allgemeinen. Unglaube, Rationalismus, Schleiermacherthum, Pietismus, Confessionalismus prägten sich mehr oder minder bewußt bei den Schülern aus, je nachdem sie den Confirmandenunterricht dieses oder jenes Predigers genossen hatten oder vom elterlichen Hause beeinflußt waren. Die Gottmenschlichkeit des Erlösers, der auf dem Calvarienberg sich für uns geopfert, stellte ich in den Vordergrund und Mittelpunkt aller meiner Katechesen. An der Glaubwürdigkeit, der Inspiration, den Wundern und Weissagungen der Bibel ließ ich nimmer

rütteln, so oft auch mancher Schüler mit den populär gewordenen Resultaten der modernen Afterkritik und mit der „natürlichen" Erklärung supernaturaler Thatsachen zur Hand war. Und ich glaubte bei dem bloß Doctrinellen nicht stehen bleiben zu müssen; ich gab nicht minder der erbaulichen Seite Nachdruck, legte den Schülern das Gebet an's Herz und in den Mund. Trotz aller Einrede mußten auch in obern Klassen Decalog und apostolisches Symbolum u. s. w. repetirt und nöthigenfalls memorirt werden. Durch Entschiedenheit erreichte ich mehr, als durch Nachgeben. Das rieb mich innerlich zumeist auf, wenn ich Gleichgültigkeit oder gar Verhärtung gegen das Alphabet des Christenthums wahrnahm. Ein Cursus machte mir zum großen Theil in diesem Betracht viel Noth. Und wunderbar, wie Gott durch ein körperliches Leiden, von welchem ich heimgesucht ward, einen Umschwung herbeiführte! An einem Tag der Quadragesimalfasten 1857 kam ich in jene Klasse und begann die Lection, durch drei vorangegangene bereits in etwa angegriffen. Wir standen bei Lesung und Erklärung der Weissagungen des Propheten Isaias über den leidenden Messias. Gleich beim Eingang verlor ich die Besinnung und bekam den Weinkrampf, so daß ich die Klasse verlassen mußte. Körperliche Schwäche, die überwältigenden prophetischen Schilderungen von dem „Knecht Gottes" und der Umstand, daß ich zuvor eine Weile dem Gedanken über die trüben Erfahrungen, die ich in jener Klasse gemacht, nachgegangen war, mögen mich für den Krampf disponirt haben. Die Theilnahme der Schüler soll groß gewesen sein; weil momentan ohne Bewußtsein, blieb mir, was um mich herum geschah, unbekannt. Seitdem war eben derselbe Cursus fast ausschließlich darauf bedacht, mir Freude zu machen.

Dem Friedrichs-Gymnasium parallel wirkte ich auch einige Zeit vicaristisch an der Dorotheenstädtischen Realschule. Hier wie dort hielt ich nur Ein Ziel bei all' meinem Lehren und Handeln fest, nach der Erkenntniß, die ich damals besaß, das Reich Gottes in den Herzen der Jugend zu fördern. Ich werde der Lehrer und Schüler jener beiden Anstalten, von denen gar manche mir so innige Anhänglichkeit und Pietät bewiesen, allezeit in meinen Gebeten eingedenk bleiben, um so mehr, als man, wie ich erfuhr, sich beflissen, meine spätere Rückkehr zur hl. Kirche auf die sonderbarste Weise zu motiviren. Als Katholik und als Priester weiß ich solchen Kunstgriffen des rechte, charitative Antidot entgegenzusetzen. „**Domine, aut pati aut mori.**“ — —

Der Cultusminister v. Raumer, der mir zu wiederholten Malen sein Wohlwollen gezeigt, gestattete mit Rücksicht auf die Empfehlung der theologischen Facultät und unter Ertheilung der Altersdispense, daß ich schon Ostern 1857 an der Berliner Universität für historische Theologie mich habilitiren könnte. Durch meine Preisschrift über die Clementinische Logologie und die Abhandlung über die Contarinische Rechtfertigungslehre, sowie durch die Promotionen in der Philosophie und Theologie waren die sonstigen Erfordernisse erfüllt; es übrigte nur die übliche Habilitandenvorlesung im Gremium der engern Facultät. Zu ihrem Object wählte ich Papst Nicolaus I. und die byzantinische Staatskirche seiner Zeit. Ich hatte seit längerer Zeit die Briefe von Nicolaus und Photius, das Pontificalbuch und die Concilacten, die byzantinischen Historiker der Bonner Ausgabe und die Annalen und Chroniken des 9. Jahrhunderts in den Pertz'schen Monumenten, sowie einen Baronius, d'Achery, Combefis und Andere mit lebendigem Interesse gelesen und excerpirt.

Aus diesen Quellen-Collectaneen gestaltete sich die Composition jenes Vortrags. Ich schilderte zunächst die in der Entwicklungsgeschichte des mittelalterlichen Papstthums Epoche machende Bedeutung des Pontificates Nicolaus I., den ich der geschichtlichen Wahrheit gemäß als einen Kirchenfürsten darstellen mußte, gelehrt und klug zugleich, in Kasteiungen und Nachtwachen eifrig, gegen Arme freigebig, der Wittwen und Waisen Schützer, charakterfest und demuthsvoll, der Unschuld Rächer, jedweder tyrannischen Anmaßung, mochte sie von geistlicher oder weltlicher Seite kommen, energisch entgegentretend, kurz als den Elias seines Zeitalters, wie ihn der Chronist Regino nennt. Sodann zeichnete ich seine Theorie vom Papstthum als dem theokratischen Grundpfeiler, auf welchem die Wohlfahrt und das Gedeihen des staatlichen und kirchlichen Lebens beruht, und von den Privilegien des hl. Stuhls als der einzigen, aber sichern Gewähr wider alle Uebel, Angriffe und Gefahren, welche der Heerde des Herrn von reißenden Wölfen drohen. Indem ich weiter die praktische Durchführung dieser Theorie in dem Leben des hl. Nicolaus, in seiner Stellung zu Lothar, Johann von Ravenna, Theutgaud und Gunthar, Hinkmar von Rheims u. s. w. nachwies, kam ich auf den Kampf des Papstes mit dem verkommenen byzantinischen Staats- und Hofkirchenthum seiner Zeit. Es galt, um ein pragmatisches Verständniß anzubahnen, auf das Ende der Bilderstreitigkeiten unter Theodora, auf die gottlosen Machinationen von Michael und Bardas gegen den Patriarchen Ignatius und auf die Intrusion von Photius zurückzugehen. Letztern konnte ich wohl als großen Gelehrten, aber nicht, mit Spittler, als das größte Genie seines Zeitalters gelten lassen. Er war durch weltliches Wissen aufgebläht, eitlen Glanzes Freund, in die Hofkabalen

eingeweiht, und als unsittlicher Intriguant bereit, den blasphemischen Zwecken eines Bardas zu dienen. Seine heuchlerische, affectirte Sprache, die an die Beredtsamkeit der Cestius im Zeitalter Seneca's erinnert, verfing nicht bei dem scharfsichtigen Papst, der von Ignatianern und dem kaiserlichen Hof zugleich als Richter angerufen war. Ich brachte alsdann in meiner Darstellung die Abordnung der Laterallegaten Rhodoald und Zacharias, ihre Bestechung durch Bardas, das uncanonische Verfahren gegen Ignaz, die Zufluchtsstätte, die er und sein vom Geist des hl. Theodor von Studium beseelter Anhang an der Catheder St. Peters fand, den energischen Protest und die Anatheme des Papstes gegen die byzantinischen Frevler, den Bruch des kaiserlichen Hofes mit Rom und die mannigfaltige, im Gefühl geistiger und sittlicher Ueberlegenheit abgefaßte Correspondenz von Nicolaus zur Sprache. Eine Episode bildete die Bekehrung der Bulgaren, denen der Papst seine herrlichen „Responsa ad consulta Bulgarorum“ widmete, und die durch Photius' teuflische Ränke tausend Jahre lang dem kirchlichen Einheitspunkt entfremdet, dem heutigen Statthalter Christi sich von Neuem unterworfen haben, weil zu der Erkenntniß gelangt, daß das unheilvolle Schisma ihr Ruin gewesen, daß sie keinen heftigern und hartnäckigern Feind nach den verschiedensten Rücksichten hin gehabt und haben können, als orientalisches Staatskirchenthum, und keinen bessern Freund und Beschützer, als das lateinische Papstthum. Die Angriffe, die der verstockte Heuchler Photius in seiner Encyclica wider die gesammte abendländische Kirche richtete, und die durch Odo von Beauvais, Ado von Vienne, Aeneas von Paris und Ratramnus von Corbie triftige Abfertigung erhielten; die frevlerische Sentenz der Constantinopolitanischen Aftersynode

vom Jahr 867; die diplomatischen Verhandlungen mit Kaiser Ludwig und seiner goldsüchtigen Gemahlin Engelberga; das klägliche Ende eines Bardas und Michael; die Restitution des Ignatius durch den Macedonier Basilius; die erneuerte Anknüpfung der alten Beziehungen zu Rom und die demüthige Unterwerfung unter die Autorität des apostolischen Stuhls; endlich der Tod von Nicolaus, bei welchem man an die theokratischen Psalmenworte: „**Zelus domus tuae comedit me**“ erinnert wird; sie bildeten den Schluß der Grundzüge, in welchen ich das historische Gemälde zeichnete. Daß Joh. v. Müller, Heinr. Leo, Luden u. A. auf mich bei Entwerfung desselben neben den Quellen influirt haben, bekenne ich gern und dankbar.

Ich trug diese kirchengeschichtliche Skizze am 26. Februar 1857 vor der Berliner theologischen Facultät vor. Es sollte sich daran das statutengemäße Colloquium knüpfen. Aber Niemand machte eine Einwendung gegen die Ausführungen meiner Vorlesung. Meine Habilitation wurde sofort vollzogen und gleich darauf vom Cultusministerium ratificirt. Als der Druck der Abhandlung über Papst Nicolaus I. und die byzantinische Staatskirche seiner Zeit vollendet war, äußerte wohl Lehnerdt — dem ich sie aus wahren Pietätsrücksichten dedicirte — gelegentlich, aber in der mildesten Weise, ich theilte in etwa die Anschauungen eines Fr. v. Hurter über das Papstthum. Er mag vermuthet haben, daß sich mein innerer Entwicklungsgang zur Kirche hin bewegen und in ihr ausmünden würde. In der That hat die Beschäftigung mit jener Skizze mich wesentlich weiter gefördert. Ich erkannte die Jämmerlichkeit morgenländischen Hofkirchenthums und die innere Dignität des Papstthums, durch welches der Orient an die Spitze der Christenheit und der menschlichen

Gesittung gebracht ist, und das ihn fortwährend auf dieser Höhe erhält. Der Pontificat des ersten Nicolaus hatte mich wahrhaft begeistert. Aber ich reflectirte vorwiegend auf die Größe jenes heiligen Papstes in der kirchlich-politischen Sphäre. Ich sah in ihm das Vorbild eines siebenten Gregorius und eines dritten Innocentius; es imponirte mir das Siegesbewußtsein, das sich einem goldenen Faden vergleichbar durch seine köstlichen Briefe, den reinen Spiegel seines Herzens, hindurchzieht und in der Hoffnung ausspricht, daß der Felsenbau der Kirche durch St. Peters himmlische Intercession jedes dämonische Anstürmen und häretische Unterwühlen überdauert. Aber noch war ich nicht von der ewigen Geltung und Bedeutung der Papatsidee, als der unsichtbaren Kette, die alle Christgläubigen vom Aufgang bis zum Niedergang umschließt und an den unsichtbaren Stellvertreter des verklärten Gottmenschen, des himmlischen Hauptes und Bräutigams der hl. Kirche, bindet, — innig und lebendig durchdrungen. „Orando", nicht „disputando", sollte ich schließlich volle Klarheit und Wahrheit und den Frieden, den die Welt nicht geben kann, erreichen.

Eilf Tage nach dem Habilitationsvortrage hielt ich die übliche erste öffentliche Vorlesung vor den Studenten in lateinischer Sprache, und zwar „de confessionis augustanae confutatione pontificia"; sie ist nachgehends in der Niedner'schen Zeitschrift (1858 S. 142 ff.) wörtlich mitgetheilt und hat meine Mitgliedschaft der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig vermittelt. Meine weitern Vorlesungen an der Berliner Facultät bis zum Schluß des Sommersemesters 1858 hin betrafen Patristik und Symbolik, welch' letztere ich an die Erklärung der einzelnen Artikel der Augsburgischen Confession anschloß; außerdem ging ich das ganze Gebiet der

allgemeinen Kirchengeschichte disputatorisch und repetitorisch durch. Das Schwanken zwischen protestantischen und katholischen Anschauungen machte sich überall und je länger je mehr geltend; ich rang nach wissenschaftlicher Verständigung über alle dubia, die mir auf dem weiten Feld der historischen Theologie begegneten. Vorurtheile und Entstellungen der Wahrheit, wenn ich sie als solche deutlich erkannt, berichtigte ich ohne Rückhalt; und so beschnitt ich gar manchen einseitigen, lieb- und rechtlosen Auffassungen die Wurzel, nahm ihnen den innern Halt, so daß einmal einer meiner Zuhörer privatim mir seine Verwunderung betreffs Einzelnheiten meiner Urtheile über Katholisch-Kirchliches in Lehre und Verfassung aussprach, eben weil ihm von Jugend auf ein wahres Zerrbild davon gegeben und damit geläufig war. Aber ich blieb noch immer auf halbem Wege stehen; es war das Hinken eines Kranken, der dem Arzt nicht unbedingt folgen mag und darum seine völlige Genesung eigenwillig hinausschiebt und verzögert.

Neben meiner Lehrthätigkeit an Gymnasium und Universität erübrigte ich nur äußerst wenig Zeit für schriftstellerische Arbeiten. Doch gelang es mir, Ende Juli 1857 eine neue Ausgabe des Tractats „**Cur Deus homo**" von St. Anselm veröffentlichen zu können. Von dem Bestreben, diese unter den Werken des hl. Anselm von Canterbury, des Vaters der Scholastik, bedeutsamste Schrift in ihrer ursprünglichen Form und Reinheit wieder zugänglich zu machen, geleitet, constituirte ich den Text auf Grund kritischer Sichtung des reichhaltigen Apparats, den der Maurinermönch Gabriel Gerberon durch Vergleichung von neun französischen Handschriften beschafft hat. Unter dem Text gab ich, abgesehen von den Quellencitaten und den kritischen Noten, einige für das

exegetische Verständniß dienliche Anmerkungen. In den Prolegomenen skizzirte ich zunächst das reiche Leben des hl. Anselm, der, aus dem Frieden der stillen Klosterzelle auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury gelangt, viele Jahre hindurch als Vertheidiger der Kirchenfreiheit gegenüber tyrannischer Willkür der weltlichen Macht Kreuz, Verfolgung und Exil muthig und geduldig ertrug, bis er schließlich den Investiturstreit in England geschlichtet und der gerechten Sache der Kirche den Sieg verschafft sah. Ich schloß mich in dieser biographischen Hinsicht an die „Vita S. Anselmi" und die „Historia Novorum" an, die wir von dem treuen Schüler des Heiligen, dem Benedictiner Eadmer, besitzen. Aber auch Möhlers und Hasse's Schriften verdankte ich reiche Aufschlüsse. Weiter behandelte ich die literarhistorischen Fragen nach der Veranlassung und Abfassungszeit, sowie der innern Oekonomie des Anselm'schen Werkes, das im dogmengeschichtlichen Proceß der christlichen Versöhnungslehre Epoche gemacht hat und nicht minder für die theologisch-speculative Entwicklung der Folgezeit bahnbrechend gewesen ist, als es das innerkirchliche Leben befruchtet hat. Endlich gab ich Rechenschaft über die kritischen Principien, die ich bei der Ausgabe dieses wahrhaft „goldenen Büchleins" des Heiligen von Canterbury befolgt. — Die eingehende Beschäftigung mit den durch dialektische Schärfe und mystische Tiefe gleich ausgezeichneten Werken St. Anselms ist für mich von großem Segen gewesen; sie waren die Brücke, auf welcher ich zu quellenmäßigem Studium des Petrus Lombardus, Hugo von St. Victor, St. Bonaventura, des hl. Thomas von Aquino, St. Brigitta, Tauler, überhaupt der mittelalterlichen Scholastik und Mystik gelangte; und so schwanden mehr und mehr die Nebel von Vorurtheilen über jene „finstern Zeiten vor der Reformation."

In die gleiche Zeit mit der Herausgabe des St. Anselmschen Tractats „**Cur Deus homo**“ fällt die Abfassung meiner Abhandlung über Hermann von Kappenberg, die in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung (1857 S. 774 ff.) abgedruckt ist. Ich habe in ihr das liebliche und wahrhaft erbauende Büchlein Hermann's „**de conversione sua**“ als Lebensbild aus der Geschichte der Judenbekehrungen im Mittelalter bearbeitet und einige Bemerkungen über die principielle Stellung der Päpste und der Kirche zu den seit Jerusalems Zerstörung heimathlos gewordenen Juden vorangeschickt. Auch diese unscheinbare Arbeit bildete einen weitern Coefficienten für adäquates Verständniß und billige Würdigung des Katholicismus von meiner Seite. Es gab Partien in Hermanns Büchlein, die mich wunderbar ergriffen und in den herzlichen Hülferuf ausbrechen ließen: „Herr, zeige mir deine Wege!“ —

Im September 1857 tagte die „Evangelische Allianz“ in Berlin. Ein Verein von Sectirern der verschiedensten Denominationen mit der Prätension, die wahre Idee der allgemeinen Kirche zum Ausdruck zu bringen, läuft dieser sog. evangelische Bund auf den seichtesten Indifferentismus hinaus und hat den Ruin des kirchlichen Positivismus im Auge. Denn das Aufstellen bestimmter, für alle Glieder verbindlicher Glaubensartikel, das z. B. die Männer der protestantischen Kirchenzeitungspartei (Krause, Sydow, Jonas u. s. w.) abstieß, ist Phrase, wird in Wahrheit durch die Stichworte von „Gewissensfreiheit“ und „freier Schriftforschung“ paralysirt. Die Berliner Septemberversammlungen des Bundes waren lange Zeit vorbereitet. Das Vorspiel bildete eine große Reihe von Vorträgen und Broschüren für und wider dieselben. Durch ihre Lectüre und dadurch, daß ich die Ge-

schichte jener Allianz bis 1857 verfolgte, ihre Motive und Endziele gewissenhaft prüfte, überzeugte ich mich von der innern, moralischen Unmöglichkeit, an ihren Verhandlungen irgendwie Theil zu nehmen. Pietismus und Unionismus jauchzten ihnen entgegen; Stahl, Hengstenberg, Bachmann, Büchsel, kurz die Vertreter des neulutherischen Confessionalismus, ahnten die Gefahr, die eben diesem ihrem Standpunkt drohte, und hielten sich darum fern. Es war dieß charaktervoll; aber durch das berüchtigte „Tagebuch" jenes Spions, der den Allianzversammlungen beiwohnte, um sie hinterher zu travestiren, hat doch die Hengstenberg'sche Partei viel an sittlichem Credit verloren. Man weiß aus den Zeitungsberichten und den nachgehends gedruckten „Verhandlungen", daß Merle d'Aubigné, Schenkel, Heppe, Kuntze u. A. die Hauptsprecher des Bundes in Berlin waren; man kennt die Bunsen'sche Kußgeschichte und das wunderliche Auftreten Krummachers. Die Kirche ist von der Allianz geschmäht worden, und sie wird das „signum" bleiben, gegen welches sich der Widerspruch und die Agitationen dieser zusammengewürfelten Schaar von Häretikern richten werden. Aber der Bund trägt die Keime seiner innern Selbstauflösung in sich; es ist lediglich Schellengeklingel, und die Hoffnung, dem Felsenbau der Kirche ein Sandgebäude zu substituiren, eitel. „Dominus subsannabit eos et in furore suo conturbabit eos." —

An eine Revision meiner Preisschrift über die vortridentinisch-katholische Theologie des Reformationszeitalters zu gehen, sie für den Druck vorzubereiten, entschloß ich mich endlich nach längerem Schwanken im Wintersemester 1857/58. Am Fest Nativit. S. Joannis Baptistae 1858 konnte ich die Vorrede für das im Druck vollendete Werk schreiben. Im

Wesentlichen blieb ich dem Plan und den Ausführungen des Manuscripts, das zwei Jahre zuvor der Berliner theologischen Facultät unterbreitet gewesen, treu. Neue Berücksichtigung fanden einige Quellendocumente, wie z. B. die Abhandlung von Latomus über die Ohrenbeichte und die Homilien von Eck, die mir erst in der Zwischenzeit zugänglich geworden. Ich begann die Revision des Manuscripts nicht mit den literarhistorischen Partien, sondern mit den der Lehrsubstanz gewidmeten Kapiteln und speciell mit dem controversen Artikel von der Justification. So ist's gekommen, daß gerade hier und namentlich wo ich von den seit 1530 zwischen Katholiken und Protestanten angebahnten Concordaten handelte, manches schiefe und unklare Urtheil sich einschlich; weniger dürfte dieß in der Lehre von den hl. Sacramenten und am wenigsten in dem Kapitel von der Kirche, das ich ganz zum Schluß niederschrieb, der Fall sein. Mir kam nun der Umstand wesentlich zu statten, daß ich bei der deutschen Bearbeitung des Buchs bei weitem mehr, als beim Aufzeichnen des ersten lateinischen Entwurfs, in katholischer Literatur auch der Neuzeit nach verschiedenen Hinsichten (Geschichte, Dogmatik, Moral, Recht, praktische Theologie) bewandert war und mich immer mehr zu orientiren suchte, bis auf die Hymnologie und das römische Brevier hin. Auf letzteres hatten mich einzelne Stellen in Vilmars Theologie der Thatsachen und der Versuch eines protestantischen Predigers (wie es scheint, aus der Löhe'schen Schule), ein lutherisches Brevier zu componiren, aufmerksam gemacht. Staudenmaiers „Geist des Christenthums", die „Wanderungen durch's katholische Heiligthum", Hamachers „**Armatura Dei**", Beckedorfs Friedensworte, Wiseman's Fabiola u. A. waren mir eine Lieblingslectüre geworden. Aber vor Allem

verdanke ich Alban Stolz unendlich viel. Ich kannte schon mehrere seiner Schriften, den „Besuch bei Sem, Cham und Japhet", die köstlichen Apologien des hl. Altarssacraments gegen den Heidelberger Schenkel, die Erklärung des Vaterunsers und der hl. zehn Gebote u. a. Da kam mir auch sein Loblied auf den „unendlichen Gruß" in dem Kalender für Zeit und Ewigkeit, Jahrgang 1858, in die Hand; und dieses wirkte nachhaltig. Nun verstand ich das „**Memorare**" und „**Sub tuum praesidium**" St. Bernards; ich begann das süße „Ave Maria" zu sprechen, die jungfräuliche Gottesmutter voll der Gnaden mit dem Engelsgruß zu benedeien, ihre mächtige Fürbitte um meine völlige Erleuchtung und Einkehr in das „**unum ovile**" anzurufen. Der Stachel wissenschaftlichen Dünkels war genommen; auf den Knieen vor dem **Crucifixus** in meiner einsamen Wohnung kämpfte ich unter Gebet und Thränen die innern Kämpfe durch. Gerade weil ich von Jugend auf bestimmte Fragmente des Einen Wahrheitsganzen, an denen die sog. Reformatoren ursprünglich nicht gerüttelt, festgehalten hatte und Jahre lang philosophisch-theologischen Problemen nachgegangen war, fiel es mir um so schwerer, die Vernunft vollends in den Gehorsam des Glaubens gefangen zu geben. Das Gebet löste alle Scrupel; und als ich später an der Pforte der Kirche anklopfte, konnte ich zu der ganzen katholischen Wahrheitsfülle freudig Ja und Amen sagen.

Noch will ich ein Dreifaches, das in diese Schlußmomente des Kämpfens und Ringens bis zum entschiedenen Bruch mit dem Protestantismus fällt und mich wesentlich beeinflußt hat, nicht unerwähnt lassen. Einmal: In der Fastenzeit des Jahres 1858 erkrankte am Nervenfieber ein mir sehr lieber Zuhörer, ein Student der Theologie aus Mecklenburg. Er

war, wie denn sehr viele Protestanten Berlins von dem Diakonissenhaus Bethanien eben nicht hoch halten, durch seine Angehörigen nach dem katholischen St. Hedwigshospital gebracht worden. Auf seine Bitte besuchte ich ihn während des langen Krankenlagers fast täglich und mit großer Freudigkeit; denn es heimelte der Geist, der in dem Hause wehte, mich an. Ich hörte aus dem Munde jenes Studenten und war selbst Augenzeuge, mit welch' opferfreudiger Hingabe die barmherzigen Schwestern Christus dem Herrn in den Kranken dienen, denen sie nicht bloß äußere Pflege, sondern auch herzliche Fürbitte zu Theil werden lassen. Als mein junger Freund in seinen Schmerzen ungeduldig ward, hängte eine der Schwestern an der Wand gegenüber dem Krankenlager ein Crucifix mit der Bitte auf, durch den Blick auf den Gekreuzigten, der so viel gelitten, die Leiden der Krankheit in Geduld zu tragen. Man lese die Schriften von Clemens Brentano, Reinkens u. A. über die barmherzigen Schwestern, oder die Stolberg'sche Biographie des hl. Vincenz von Paul; und wer guten Willens ist, wird für die Ordensinstitutionen, die zu den innersten Lebensbedingungen der Kirche gehören und Aeußerungen ihres charitativen Princips nach den verschiedensten Richtungen sind, begeistert werden, wird an concreten Beispielen den Unterschied von „Pflicht" und „Rath", den er in thesi nicht gelten lassen mochte, als wirklich bestehend anerkennen müssen.

Der zweite der drei Umstände, die ich oben angedeutet, ist, daß ich um Ostern 1858 von einem heftigen und lange andauernden Unterleibsleiden heimgesucht wurde, das der liebe Heiland mir zu einer Schule innerer Prüfung und Läuterung werden ließ, um das „**sursum corda**" zu verstehen und immer inniger zu üben.

Endlich drittens die Berliner Jesuitenmission im Maimonat 1858. Sie wurde von den **PP.** Haßlacher und Pottgeißer, denen Beda Weber in seinen „Cartons" ein so schönes Monument gesetzt hat, gehalten. Durch die Zeitungen war ich auf die Abendpredigten der Jesuiten in der St. Hedwigskirche aufmerksam geworden. Es war ein Ereigniß für Berlin. Viele Protestanten strömten hinzu. Ich hörte eine Reihe von tief durchdachten und ergreifenden Kanzelreden über das hochwürdigste Gut, die Verehrung zur seligsten Jungfrau, die letzten Dinge, Standespflichten u. s. w. Das „**Ecce mater tua**" fand lauten Wiederhall in meinem Herzen; mein kindliches Vertrauen zur Mutter der Barmherzigkeit und ihrer himmlischen Intercession für meinen endlichen Sieg ward neu belebt, gehoben und gestärkt.

Im Juli 1858 verließ ich Berlin. Durch eine Unterstützung des Cultusministeriums war es mir möglich, eine wissenschaftliche Reise anzutreten, die den Zweck hatte, alle in den Bibliotheken Deutschlands und Oberitaliens befindlichen Handschriften der Eusebianischen Kirchengeschichte als Complement zu den bereits ausgebeuteten französischen und englischen zu vergleichen und sie für eine neue Recension des Vaters der kirchlichen Historiographie zu verwerthen. Zunächst ging ich über Leipzig nach Dresden und begann in der dortigen königlichen Bibliothek meine handschriftlichen Forschungen, die ich später in Wien, Venedig, Padua, Mailand und München fortsetzte und abschloß. Davon habe ich in dem Vorwort zur ersten Abtheilung meiner kritischen Bearbeitung der Eusebianischen Kirchengeschichte Rechenschaft gegeben.

Dresden war mir schon bekannt und durch den frühern Aufenthalt werth geworden. Zu meiner Freude traf ich dort

als Abgeordneten für die erste Kammer Hofrath Hänel, der mir während meiner Leipziger Studienzeit so viel Liebe geschenkt und bis auf diese Stunde treulich bewahrt hat. In die Gemäldegallerie zog mich immer wieder die Hauptperle, die sie in sich birgt, die Sixtinische Madonna. Durch das preußische Ministerium an die einzelnen Gesandtschaften empfohlen, lernte ich aus diesem Anlaß in Dresden Wolfgang von Göthe kennen, der über Italiens Bibliotheken trefflich orientirt war und sich meiner sehr wohlwollend annahm. Merkwürdig, daß er, als ich ihn zum ersten Mal besuchte, mich für einen katholischen Geistlichen hielt, was mir übrigens wiederholt auf der Reise begegnet ist; und gar oft tönte mir der liebliche Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" entgegen. Damit klopfte die Gnade an die Thür meines Herzens, ich war disponirt und präformirt für die Kirche; man sagte mir später, als ich wirklich ihr Glied wurde, meine ganze persönliche Erscheinung zuvor hätte den Eindruck gemacht, daß der „soffio celeste avesse di già incominciata l'opera sua"; ich erfuhr die Mementos, die man für mich ohne mein Wissen beim hl. Opfer eingelegt. „Quos praescivit, et praedestinavit conformes fieri imaginis Filii sui." —

In Prag wohnte ich gegenüber dem Collegium der Piaristenpriester. In der Morgenfrühe des ersten Tages hörte ich von drüben den wunderbar-schönen Meßgesang: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschaar", dessen Melodie schon in meiner Jugend mich mächtig ergriffen. Es ist zum Mindesten vorurtheilsvolle Einseitigkeit, wie bezüglich der Bibelübersetzung, so betreffs des Kirchenliedes, Luthers Verdienst so hoch anzuschlagen. Man sollte doch in letzterem Betracht nur ein wenig gerecht gegen und empfänglich

für die kirchliche Hymnologie der Vorzeit sein und auch das köstliche „Gesangbüchlein vom Jahr 1537" von Michael Vehe, das in unsern Tagen nach dem Exemplar der königlichen Bibliothek zu Hannover Hoffmann von Fallersleben neu herausgegeben hat, nicht vornehm ignoriren. Die besten Bestandtheile der lutherischen Gesangbücher (die reformirten haben sich über Nachbildung der biblischen Psalmen nicht emporgeschwungen) sind schließlich nachweisbar katholischen Originalen entlehnt. — Vom Hradschin aus entfaltete sich meinem Auge das Häuser- und Kirchenmeer der majestätischen Stadt. Im Dom hörte ich eine erbauliche Predigt über des Herrn Worte an Jerusalem: „Quoties volui congregare filios tuos." Auf der Moldaubrücke bemerkte ich die Ehrfurcht, die man vor dem Bild des hl. Johannes von Nepomuk, dieses „assertor sacramentalis sigilli", durch Hutabziehen bezeigte. „Der Katholicismus allein lehrt, was am Menschen als Höchstes zu ehren ist, nämlich die Treue und Tapferkeit im Dienste Gottes, und der Katholicismus lehrt auch, diese Ehrfurcht muthig zu bekennen. Der Weltmensch ehrt s e i n e Götter und Halbgötter, z. B. einen berühmten Schlachtenmeister, einen Dichter, einen Componisten, oder gar einen Virtuos oder eine Theaterperson, aber dennoch getraut sich nicht leicht Einer, vor der Statue des Mozart in Salzburg, oder der des Schiller in Stuttgart, oder vor einem der gegossenen Helden auf dem Schloßplatz zu Berlin den Hut abzuziehen, aus Besorgniß, man könnte gegen sein entblößtes Haupt Verdacht fassen, während der gläubige Katholik auf diese Weise die Bilder heiliger Personen ehrt, ohne sich vor dem Spott des aufgeklärten Blödsinnes der Weltläufigen zu scheuen."

Von Wien, wo namentlich der Stephansdom einen im-

posanten Eindruck auf mich machte, ging's nach dem reizend gelegenen Graz und dann über Triest nach Venedig. Die Ueberfahrt lief ohne Stürme von statten; ich konnte auf dem Verdeck bleiben und den berühmten „Beweis von der Rundung der Weltkugel" mit eigenen Augen sehen. In der einzigartigen Lagunenstadt angelangt, fand ich bei dem liebenswürdigen und gelehrten Bibliothekar der Marciana, Abbate Giuseppe Valentinelli, das freundlichste und wohlwollendste Entgegenkommen. Unter seinem Beirath war sofort eine gesunde Wohnung an der Riva dei Schiavoni besorgt, und Tags darauf, 30. Juli 1858, konnte ich meine Forschungen in der Bibliothek von San Marco beginnen. Eben hatte ich die Kataloge durchgesehen und wollte zur Collation der kirchenhistorischen Handschriften übergehen, als ein Klostergeistlicher in das mir zugewiesene Arbeitszimmer eintrat. Valentinelli stellte diesen Priester aus dem Orden des hl. Johannes von Gott, **P.** Ignazio Mozzoni, mir als den Verfasser eines größern universalkirchengeschichtlichen Werkes vor, von welchem bereits die ersten Bände erschienen. Eine derartige Bemerkung verursachte bei mir nicht geringes Staunen; denn bislang hatte ich vorausgesetzt, daß literarische Thätigkeit dieser Art für die durch das Gelübde der Krankenpflege gebundenen Jünger des hl. Johannes von Gott eine Unmöglichkeit wäre. Meine Theilnahme für den barmherzigen Bruder wurde im Verlauf des Gesprächs noch erhöht, in welchem er umfassende Gelehrsamkeit und großen Scharfsinn, verbunden mit ächt-christlicher Demuth, die unser Erkennen allweg als Stückwerk erkennt und allen Erwerb geistiger Bildung Dem zu Füßen legt, ohne welchen wir nichts vermögen, bekundete. Darum war ich recht sehr über die Einladung erfreut, ihn in seiner klösterlichen Zelle zu besuchen.

Sonntags am 8. August 1858 führte eine venetianische Gondel den Abbate Valentinelli und mich an der berühmten Benedictinerkirche S. Giorgio maggiore vorbei nach der Insel S. Servolo. Hier hatte sich vor etwa tausend Jahren eine Congregation nach der Regel des hl. Hilarion angesiedelt, aber im spätern Mittelalter wieder aufgelöst. Gegenwärtig besteht daselbst ein Hospital und eine Irrenanstalt unter Leitung der barmherzigen Brüder, aus deren Zahl — wie es den Intentionen des hl. Stifters gemäß in sämmtlichen Klöstern desselben Ordens analog der Fall zu sein pflegt — P. Mozzoni der einzige Priester war, dem zugleich die Pastoration der Brüder und Kranken oblag. Ein herzlicher Empfang ward uns von diesem bei unserer Landung auf San Servolo zu Theil. Wir durchwanderten die Zimmer der Kranken und Irren, deren die barmherzigen Brüder in opferfreudiger Hingabe Tag und Nacht warten, eingedenk des Rufes, den einst ihr hl. Ordenspatron in den Straßen von Granada ertönen ließ, und getreu den von Paulus V. bestätigten Satzungen. Weiter führte uns P. Mozzoni in das schmucke Kirchlein, die Apotheke, den Garten, die zumeist aus pharmaceutischen Werken bestehende Klosterbibliothek und schließlich in seine Zelle. Auf ihr pflogen wir eine längere theologische Unterhaltung, während welcher der günstige Eindruck von der ersten Begegnung her sich noch mehr festigte und ich nähere Aufschlüsse über das große kirchenhistorische Werk erhielt, von dem ich inzwischen bereits gehört, daß P. Mozzoni nicht bloß Verfasser, sondern selbsteigener Drucker desselben sei. In der That zeigte uns der nicht minder artistisch als literarisch bedeutsame Klosterbruder in einer besondern Abtheilung seiner Zelle den von ihm zur Veröffentlichung seiner Schrift nach neuer Methode beschafften litho-

typographischen Apparat, der ihn in Stand setzt, den Text und die reichen Illustrationen seines Buches ohne fremde Hülfe herzustellen. Zwanzig Jahre lang hat er — eine verborgene Blume im Garten Gottes — unermüdlich in den wenigen Mußestunden, die ihm bei seiner schwierigen Berufsthätigkeit übrig blieben, Bausteine zu seinem groß- und einzigartigen Unternehmen gesammelt. Da die Bibliothek seines Convents nur vorwiegend arzneiwissenschaftliche Schriften besitzt, so mußte **P.** Mozzoni die historisch-theologischen Quellenwerke, deren er zu seinen Studien fortwährend benöthigt war, jedesmal von S. Marco zu Wasser sich herbeischaffen. Wesentlich haben ihn während seiner vieljährigen Vorarbeiten gefördert der gegenwärtige Papst Pius **IX.**, der ihm in Rom längern Aufenthalt zur Durchforschung der authentischen Documente, zum Studium der christlichen Inschriften und Katakomben-Monumente ermöglichte, ferner der Ordensgeneral Peter Paul Deidda und des gegenwärtigen Patriarchen von Venedig Vorgänger, Msgr. Mutti, endlich Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, der bei seinem Aufenthalte in Venedig im December 1856 von den gelehrten Bestrebungen des barmherzigen Bruders von S. Servolo Kunde erhielt, ihm in seiner Zelle und typographischen Officin einen Besuch abstattete und dem Kloster eine ansehnliche Summe schenkte.

Im Jahre 1856 konnte der erste Theil der italienisch geschriebenen chronologisch-kritischen Tafeln der allgemeinen Kirchengeschichte mit archäologisch-geographischen Erläuterungen von **P.** Ignazio Mozzoni, Priester aus dem Orden des hl. Johannes von Gott, an's Licht der Oeffentlichkeit treten. Zur Zeit, als ich in Venedig mich aufhielt, waren bereits vier Fascikel erschienen, auf die ich sammt der Fortsetzung

subscribirte. Inzwischen sind vier weitere Abtheilungen veröffentlicht worden. Das ganze Werk war auf 18 Foliobände berechnet, von denen jeder Ein Säculum behandelt. Man könnte, um die bekannten Worte Göthe's in der Farbenlehre zu gebrauchen, diesem Partitionsgrund gegenüber einwenden: Eine geschichtliche Darstellung nach Jahrhunderten einzutheilen, hat seine Unbequemlichkeit. Mit keinem schneiden sich die Begebenheiten rein ab; Menschenleben und Handeln greift aus einem in's andere. Aber alle Eintheilungsgründe, wenn man sie genau besieht, sind doch nur von einem Ueberwiegenden hergenommen. Gewisse Wirkungen zeigen sich entschieden in einem gewissen Jahrhundert, ohne daß man die Vorbereitung erkennen oder die Nachwirkung leugnen möchte. — In den vier ersten Theilen, die ich in Venedig kennen lernte, charakterisirt P. Mozzoni treffend das erste Säculum als das Jahrhundert der Stiftung der hl. Kirche, der Apostel und der Grundlegung des Primats der römischen Päpste, der Nachfolger St. Peters. Während des zweiten Jahrhunderts stehen im Vordergrund und in der beherrschenden Mitte die Apostelschüler, Martyrer, Bekenner und Apologeten. Das dritte ist die eigentliche Aera der glaubensmuthigen und liebeglühenden Martyrer und der fruchtbare Boden für Consolidirung der kirchlichen Disciplin. Das vierte Jahrhundert kennzeichnet der glorreiche Triumph des Christenthums und der Kirche über den heidnischen Aber- und Unglauben, der Sieg des Kreuzes über die Welt.

Recht sinnig hat der Verfasser in den Eingang eines jeden Fascikels eine bildliche Darstellung merkwürdiger Ereignisse aus dem bezüglichen Säculum gestellt. Im ersten Jahrhundert ist's die Uebertragung des Primats an den hl. Petrus durch den Heiland in Gegenwart der übrigen Apostel

mit den Textworten: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; und was du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein“ (Matth. 16, 18. 19). Im zweiten Jahrhundert ist's die Begegnung des Häretikers Marcion mit St. Polykarp in Rom, bei welcher der hl. Bischof von Smyrna jenem auf die Frage, ob er ihn wohl kenne, die Antwort gab: „Allerdings kenne ich den Erstgebornen des Satans“ (Euseb., Kirchengeschichte 4, 14). Das Eingangsgemälde zum dritten Jahrhundert gibt einen Commentar zu den Pontianischen Marteracten des hl. Kirchenfürsten Cyprian (N. 5), wie er nämlich durch seine Freunde dem Scharfrichter 25 Goldstücke auszahlen hieß, die Augen sich selbst verband, die Hände sich von zwei Diaconen binden ließ und wie die Christen Tücher von weißer Leinwand vor ihm ausbreiteten, um das Martyrerblut aufzufassen. Die Vignette zum vierten Jahrhundert stellt jenes wunderbare am Himmel erschienene Kreuzeszeichen dar, das Constantin d. Gr. den Sieg über Maxentius verschaffte (Euseb., Leben Constantins 1, 28). — Ueberdieß schmücken das erste Blatt der einzelnen Bände weinrebartige Guirlanden mit mystischer Beziehung auf Joh. 15, 5, je vier Monogramme Christi und die im kirchlichen Alterthum weitverbreiteten Embleme des guten Hirten und der fürbittenden seligsten Jungfrau.

Jedwedes Volumen zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste ist wesentlich chronologischen Gehalts und umfaßt fünf große Tafeln zu je zwanzig Jahren. Des weitern hat P. Mozzoni das zeitliche und sachliche Moment in jedem Jahr-

hundert in adäquater Weise zusammengefaßt. Er stellt eilf Kategorien oder Geschichtspunkte auf, nach denen er das gesammte geschichtliche Material ordnet. Es sind dieß die Kategorien der Päpste, als in welchen die katholische Einheit ihr Centrum hat; der durch Stellung und Bedeutung hervorragenden Träger des Episcopats; der auf kirchlich-theologischem Gebiet Epoche machenden Lehrer, Väter und Schriftsteller; der am Sternenhimmel der Heiligen glänzenden Persönlichkeiten, insbesondere der Herrlichkeit Mariens; der kirchlichen Orden; der Häretiker und Schismatiker; der Concilien; der kirchlichen Lehre und Disciplin; der Kaiser; sonstiger bemerkenswerther Ereignisse. Mit großem Scharfsinn ist die synoptische Methode im Ganzen und Einzelnen angewandt und durchgeführt. Als überaus werthvolle Supplemente zu den einzelnen chronologischen Tafeln sind die denselben parallel laufenden vortrefflichen Illustrationen aus den Gebieten der kirchlichen Archäologie, Architectur, Malerei, Sculptur, Epigraphie, Paläographie, Numismatik u. s. w. zu betrachten. Beispielsweise erwähne ich das Edessinische Bild unseres göttlichen Erlösers, die Darstellung des hl. Grabes, die Belege neutestamentlicher Münzen, die schönen Symbole Christi (Hirt, Lamm, Orpheus, Jonas, Daniel u. s. w.) bei den Vätern, im Leben und in den Katakomben der alten Kirche, den Plan von Jerusalem, die Ansichten der ursprünglichen Grabstätten, die Abbildungen aus dem Bereich der Disciplin und Gebräuche der Kirche, die Statuen, Basreliefs u. s. w.; die Darstellung der verschiedenen Marterwerkzeuge, Triumphbogen, der Basiliken in ihrer Grundform und innern Ausstattung u. s. w. Den Illustrationen sind geistvolle Commentarien beigegeben. Man muß ebensowohl die immense Gelehrsamkeit wie

das technische Geschick unsers barmherzigen Bruders bewundern.

Die zweite Abtheilung der einzelnen Volumina liefert die Quellenbelege für die vorangegangenen chronologisch-archäologischen Untersuchungen. Hier entwickelte **P.** Mozzoni eine staunenswerthe Belesenheit in italienischer und fremdländischer, kirchlicher und profaner, alter und neuer Literatur. Keine seiner Thesen schwebt in der Luft, sondern hat die besten Autoritäten für ihre Vollgültigkeit aufzuweisen.

Die dritte Abtheilung jedweden Bandes ist der Entwickelung und ausführlichen Begründung des in den zwei ersten Abschnitten keimartig Enthaltenen gewidmet. Der Verfasser veröffentlichte in ihr nach Art der Tillemont'schen Memoiren oder der Palma'schen Prälectionen eine fortlaufende Reihe gediegener kirchengeschichtlicher Dissertationen über die Hauptmaterien der verschiedenen Zeitläufte und zeigte Bekanntschaft mit dem Stand der Behandlung controverser Fragen auch in Deutschland, so z. B. bezüglich der auf dem Athos aufgefundenen und in Oxford gedruckten Philosophumena, die den bekannten Schriftenwechsel zwischen Bunsen, Döllinger u. s. w. hervorgerufen haben. Durch diese monographischen Darstellungen, in denen analog dem Stolberg'schen Werk neben dem wissenschaftlichen auch die ascetischen und apologetischen Momente zu ihrem Recht kommen, also daß in dem Leser ein Feuer heiliger Begeisterung für die Erhabenheit der Kirche angefacht wird, hat sich **P.** Mozzoni unsterbliche Verdienste um die historische Theologie erworben.

Als ich den barmherzigen Bruder von San Servolo verließ, ahnte ich nicht, daß ich 2½ Jahre später mit ihm zusammen in Rom weilen würde. Anfangs 1861 konnte er — Dank der Huld des hl. Vaters — in die ewige Stadt

übersiedeln, in der Absicht, hier jenes einzigartige kirchenhistorische Werk zu vollenden und andere zur Verherrlichung der hl. Kirche unternommene Arbeiten weiter zu führen. Aber schon vor Ostern erlag er einer Krankheit; die großen Anstrengungen der frühern Jahre hatten ihn aufgerieben; er schied „**ex hac lacrymarum valle**“, gestärkt durch die hl. Sterbsacramente. **Requiescat in pace sempiterna!**

Wie Valentinelli diese unvergeßliche Bekanntschaft mit **P.** Mozzoni vermittelte, so lernte ich durch ihn auch die Mechitaristen der $^3/_4$ Stunden südlich von der alten Dogenstadt gelegenen Insel San Lazzaro kennen. Ich will einige Bemerkungen über den hochverdienten Stifter, über die Entwickelung, die Bestrebungen und den gegenwärtigen Stand der Mechitaristencongregation, wie ich sie einst in Folge des Besuches auf San Lazzaro und im Anschluß an Florival aufgezeichnet und gelegentlich in unserm Diöcesanblatt mitgetheilt, hier aufnehmen. Sie gehören, wie die Skizze über den barmherzigen Bruder als Geschichtschreiber der Kirche, als Episode in dieses **Misericordias Domini**-Büchlein.

Zu Sebaste, einer kleinen Stadt Armeniens, erblickte am 7. Februar 1676 Mechitar (Tröster) das Licht der Welt. Seine frommen Eltern vertrauten den reich begabten Knaben im Alter von fünf Jahren einem trefflichen Priester zur Erziehung an, unter dessen Leitung er so schnelle Fortschritte in den Wissenschaften machte und so entschiedene Beweise seines Berufes zum geistlichen Stande gab, daß er, kaum neun Jahre alt, im Kloster zum hl. Kreuz die vier niedern Weihen erhielt. Seitdem widmete der jugendliche Kleriker sich ganz dem Studium und Gebet, die hl. Schriften waren seine Lieblingslectüre, die Abtödtungen seine größte Freude. Im 15. Lebensjahre trat er in den Convent von Sebaste

ein, empfing vom Bischof Ananias das mönchische Gewand, nahm statt seines ursprünglichen Namens „Manugh" den Klosternamen „Mechitar", unter welchem er in der Kirchengeschichte bekannt ist, an und ward zum Diacon geweiht. Voll des Verlangens nach weitern Fortschritten in literarischem und ascetischem Betracht, begab er sich in's Kloster Etschmiadzin (Er stieg herab, nämlich Gottes Sohn), das Hauptheiligthum der armenischen Kirche, und sodann hielt er sich 15 Monate in Passena auf, woselbst der Bischof ihm die Sorge für die Jugenderziehung übertrug. Hier wie nach seiner Rückkehr in Sebaste predigte er die Lehren der katholischen Orthodoxie. Sein Eifer für das Haus Gottes trieb ihn später nach Alep. Daselbst erneuerte er die bereits früher geknüpften Beziehungen zum französischen Pater Anton Beauvilliers, einem in der Mission thätigen Priester aus der Gesellschaft Jesu, der in einem auf unsere Tage gekommenen Documente dem jungen armenischen Diacon das Zeugniß gab, daß er große Einsicht in das Wesen der katholischen Religion besitze, für die Verbreitung des wahren Glaubens sehr thätig sei und dahin trachte, unter seinen Landsleuten eine innige Wiedervereinigung mit der römischen Kirche anzubahnen. Für Vollführung dieses frommen Unternehmens hielt P. Beauvilliers unsern Mechitar vorzüglich geeignet wegen seines unschuldigen Lebenswandels, seiner ausgezeichneten Frömmigkeit uud gründlichen Kenntniß der hl. armenischen Väter, aus denen er die Zeugenbeweise zu führen stets gewaffnet wäre. Deßhalb mußte sein Plan, nach Rom zu gehen, die vollste Billigung finden.

Genesen von einer langwierigen, gefährlichen Krankheit, die ihn auf der Insel Cypern ereilte, kehrte Mechitar in's Kloster zum hl. Kreuz nach Sebaste zurück, theils um seine

erschöpften Kräfte zu stärken, theils im wohlverstandenen Interesse der armenischen Kirche. Als er das 20. Lebensjahr erreicht, überwanden der Bischof, die Religiosen und die Gläubigen die durch seine Demuth veranlaßten, denen des hl. Franz von Assisi vergleichbaren Bedenken; er empfing mit außerordentlicher Feierlichkeit die hl. Priesterweihe. Durchdrungen von dem ganzen Gewicht seiner Pflichten, verkündete Mechitar mit großem Erfolg die katholische Wahrheit. Doch die Vorsehung hatte ihn dazu bestimmt, nicht bloß einem Theil, sondern der Gesammtheit der armenischen Kirche zum Heil und Segen zu gereichen. Unter unermeßlichen Schwierigkeiten, die sein Gottvertrauen ihn freudig überwinden ließ, begab er sich nach Constantinopel. Der Schutz Seitens der Mächtigen und Gewaltigen ward ihm nicht zu Theil, aber wiederholte Prüfungen und Schläge beirrten ihn nicht, die Bahn seiner wissenschaftlichen Bestrebungen auch fürder einzuhalten und allen Erwerb geistiger Bildung zu dem Zwecke zu verwenden, daß die aus Unkenntniß der wahren Glaubensprincipien aufgerichteten Schranken beseitigt würden und die Armenier zu dem von ihren Vätern verlassenen Fels und Einheitspunkt der hl. römischen Kirche zurückkehrten. Die Ungunst der Zeit nöthigte ihn, Constantinopel zu verlassen; er ging in's Kloster von Passena. Hier lehrte er die wissenschaftliche Theologie mit so großem Beifall und Erfolg, daß ihm der Charakter eines „Doctor ecclesiasticus“ verliehen ward. Indem war er als Prediger und in der speciellen Seelsorge, zumal im Krankenbesuche bei Gelegenheit einer Epidemie, unermüdlich thätig. Im J. 1700 trat er seine zweite Reise nach Constantinopel an. Drei Schüler begleiteten ihn. Mechitar setzte mit denselben sein klösterliches Stillleben fort und bereitete Alles zur Gründung einer kirchlich-

wissenschaftlichen Academie für die armenische Nation vor. Doch seine eifersüchtigen Gegner, die in ihrer Verblendung nichts so sehr als eine Annäherung an Rom als das „**Signum cui contradicetur**“ verschmähten, an ihrer Spitze der schismatische Patriarch von Constantinopel, erregten eine Verfolgung gegen ihn, also daß er genöthigt war, zuvörderst in das Kapuzinerkloster, dann in das Haus des französischen Gesandten zu flüchten. So konnte für Mechitar und die ihm anhängigen Klosterbrüder, deren Zahl trotz der Trübsal auf zehn gestiegen war und die sich am 8. September 1701 unter den besondern Schutz der jungfräulichen Gottesmutter stellten, des Bleibens in Constantinopel nicht mehr sein.

Die kleine Congregation siedelte nach dem christlichen Morea, das damals unter der venetianischen Herrschaft stand, über und fand in Modon seitens der Behörden freundliches Entgegenkommen. Die erste Sorge Mechitars war alsdann, seiner Genossenschaft eine feste Regel zu geben. Er entschied sich für die des hl. Abts Antonius, der er die Pflicht apostolischer Predigt beifügte. Nachdem die Thätigkeit der Communitätsglieder im Allgemeinen und Besondern fixirt, gingen zwei Religiosen nach Rom, um die Approbation des hl. Stuhles zu erlangen; Papst Clemens XI. ertheilte sie, substituirte jedoch für diesen neuen Zweig am großen Baum der kirchlichen Orden statt der Regel des hl. Antonius die St. Benedicts. Nun erstand das Kloster nicht ohne Sorgen und Mühen, und durch die großmüthige Unterstützung des Gouverneurs Angelo Emo und des Admirals Mocenigo ward es ermöglicht, im Jahre 1708 den Grundstein zur Conventskirche zu legen. Mechitar vom hl. Stuhl als Abt anerkannt, ergab sich mit großem Eifer der Erlernung der lateinischen und italienischen Sprache, war auf heilsame Reformen im

Studium der Theologie und Philosophie bedacht und suchte seine Ordensgenossen je mehr und mehr zu befähigen, das Licht des wahren Glaubens und ächte Bildung unter den Armeniern zu verbreiten. Dieß das Hauptziel seines ganzen Lebens, der Gedanke, der ihn in Leid, Trübsal und Gefahr immerdar aufrecht erhielt.

Zwölf sorgenvolle aber auch erfolgreiche Jahre waren seit der Ansiedlung des Mechitaristenordens in Modon verflossen, als die Invasion Moreas durch die Türken eintrat. Der Abt wartete weislich die traurigen Folgen des Krieges nicht ab; er versammelte seine Schüler, flehte an den Altären Gottes Schutz und Mariens mütterliche Fürbitte an und entschloß sich, mit eilf der Seinen nach Venedig aufzubrechen, wo sie im Maimonat 1715 anlangten. Die zurückgebliebenen Mönche wurden bei der Eroberung von Modon im Kloster gefangen genommen und nach Constantinopel geschleppt. Aber von barmherzigen Christen losgekauft, eilten auch sie nach der Lagunenstadt in die Arme ihres Vaters und ihrer Brüder.

Die Gesetze der Republik widersprachen zwar der Errichtung jedweden neuen Convents; doch Mechitar erreichte es durch die Fürsprache des Papstes Clemens XI. und auf Grund ehrenvoller Zeugnisse der venetianischen Behörden in Morea, daß der Senat kraft eines Decrets vom 8. September 1717 den nach der Benedictinerregel lebenden armenischen Mönchen die kleine St. Lazarusinsel in den Lagunen als ständiges Eigenthum abtrat. So spielt das Fest Mariä Geburt in der Geschichte der Mechitaristen eine bedeutsame, unverkennbar providentielle Rolle. An ihm hatten sich die ersten Sprößlinge des Ordens dem Dienste der hl. Jungfrau, der Mutter der Bedrängten, geweiht; an ihm war vom Convent

von Modon Besitz genommen worden; an ihm fanden die armen flüchtigen Religiosen auf dem kleinen Eiland bei Venedig ein neues Asyl, und im Jahr 1816 erhielt die Congregation an demselben Festtag von Napoleon I. das Privilegium, in die allgemeine Aufhebung und Plünderung der italienischen Klöster nicht miteingeschlossen zu werden.

Bald nach der Niederlassung auf S. Lazzaro ward Mechitar nach Rom berufen; er überzeugte nicht bloß den Papst und das heilige Colleg von der Reinheit seiner Absichten und der Lauterkeit seiner Lehre, sondern erlangte auch für seinen Orden mehrere kirchliche Vergünstigungen und die Bestätigung des Vorrechts, Missionäre nach dem Morgenlande senden zu können. In den Kreis der Seinen zurückgekehrt, arbeitete er unermüdlich an der wissenschaftlichen und ascetischen Hebung der von ihm gegründeten Congregation. Er suchte seine Religiosen zur Vollkommenheit des mönchischen Lebens und zur Höhe apostolischer Tugenden heranzubilden; mit großem Eifer leitete er die Erziehung der jungen Kleriker und gründete eine armenische Druckerei, um mit Hülfe derselben eine gelehrte Vermittelung seines asiatischen Vaterlandes mit dem Abendlande anzubahnen; ein Streben, das sich auf Uebertragung armenischer Literaturerzeugnisse in die occidentalischen Sprachen und umgekehrt nicht beschränkte und durch die Wiener Zweigverbindung seit 1811 auch für Deutschland je länger, je mehr Bedeutung erhielt. Dreizehn Jahre nachdem die Armenier S. Lazzaro in Besitz genommen, wurden die baufälligen Gebäude, die sie allda vorgefunden, nachgerade unwohnlich; es trat die Nothwendigkeit einer Restauration des Conventes ein. Ohne etwelche Aussicht, die enormen Ausgaben decken zu können, ging Mechitar an's Werk, voll freudigen Gottvertrauens. Das Kloster erstand neu

nach dem Plan, wie ihn Mechitar vorgezeichnet. Der demüthige Gründer ließ es nicht zu, daß ihm eine Statue — wie es venetianische Nobilis und die Klosterbrüder beabsichtigt — zum Gedächtniß errichtet würde; nur in eine schmucklose, armenisch-lateinische Inschrift willigte er, des Inhalts, daß der Klosterbau unter Mechitar von Sebaste, erstem Abt, im Jahr 1740 vollendet worden wäre.

Sein noch übriges Leben vollbrachte der heiligmäßige Abt in Uebung aller klösterlichen Tugenden und in gewissenhafter Erfüllung aller Pflichten, die ihm als Vorsteher der jungen Congregation oblagen. Endlich warf ihn im Jahr 1749 eine Krankheit zum Tode nieder. Mit großer Ergebung in den göttlichen Willen trug er die größten Schmerzen. „Mein Herr", pflegte er zu sagen, „mache mit mir, deinem Diener, was dir gefällt; willst du mich in der Trübsal lassen, so sei auch dafür gepriesen." Der Kranke verlangte und empfing die hl. Wegzehrung; die frommen Klosterbrüder umstanden sein Bett unter heißen Thränen und Gebeten. Mechitar tröstete seine Kinder und flehte auf sie die himmlischen Segnungen herab. „Segne, Herr", rief er kurz vor dem Sterben, „segne diese Genossenschaft, bewahre sie in deiner Liebe, lenke sie in deiner Güte; und du, Mutter meines Gottes, sei für und für dieser dir angehörigen Congregation eine barmherzige Mutter." Am 19. April 1749 empfing Mechitar die hl. Oelung; acht Tage darauf verschied er nach $2^1/_2$ monatlicher Krankheit. Ein schwarzer Marmorstein deckt sein Grab am Fuße des Hochaltars; man liest darauf in armenischen Versen einen kurzen Abriß seiner Tugenden und seiner literarischen Werke. Was letztere betrifft, so ist Mechitar als Schriftsteller auf linguistischem, exegetischem, dogmatischem und ascetischem Gebiet thätig ge-

wesen. Wir besitzen von ihm eine armenische Grammatik sammt Lexikon, einen Commentar über den Ecclesiastes und das Matthäus-Evangelium, eine christliche Glaubenslehre, die Uebungen des innern Gebets und die Vorschriften Christi für die gläubige Seele.

Das Gedächtniß Mechitars lebt fort in seiner Congregation, die bei der Wiederkehr der Anniversarien immer von Neuem sein Lob verkündet; es lebt fort unter seinen Landsleuten, die ihm die Wohlthat geistiger und sittlich-religiöser Hebung verdanken; es lebt fort in der hl. Kirche, deren getreuer Sohn er gewesen und deren mütterlicher Pflege er die durch der Vorfahren Verschuldung entfremdeten und der Fülle göttlicher Lebenskräfte beraubten Glieder wieder zuzuführen sehnsüchtiges Verlangen trug.

Eingedenk des Endziels, das ihr Stifter verfolgt wissen wollte, hörten die Mechitaristen nicht auf, durch alle möglichen Mittel (Schriften, Missionen u. s. w.) an der sittlich-religiösen Weiterbildung der Armenier zu arbeiten. Unter dem unmittelbaren Nachfolger Mechitars, Stephan Melchior von Constantinopel, wurden zu Triest und Wien Ordens-Zweiggenossenschaften gegründet, deren Tendenz im Wesentlichen auf die des Mutterhauses von S. Lazzaro hinausläuft. Dem Abt Melchior succedirte 1800 D. Acontius Köver, Herausgeber einer umfassenden allgemeinen Geographie in eilf Bänden, einer Rhetorik, historischer Tractate über das alte und neue Testament, und einer Biographie des Stifters der Congregation. Aus armenischem Adelsgeschlecht entsprossen, war Köver der erste Mechitaristenabt, der zur bischöflichen Würde erhoben ward. Seine Regierung fiel in schwierige Zeitläufte; doch setzte er es bei dem damaligen Herrn von Italien, dem ersten Napoleon, durch, daß

der Lazarusconvent unversehrt erhalten blieb. Unter ihm constituirte sich der Orden, ohne etwas von seiner sonstigen mönchischen Einrichtung aufzugeben, zugleich als Akademie, die als solche auch weltliche Glieder in ihrer Mitte zählt und ihren Titel durch wissenschaftlich bedeutende Forschungen hinlänglich gerechtfertigt hat. Acontius ersetzte 1824 Dr. Sukias von Somal als Abt und Erzbischof i. p. i. von Sunik. Unter ihm machten die Mechitaristen in scientifischer und methodologischer Hinsicht große Fortschritte. Der Kreis von Kenntnissen erweiterte sich; zum Studium der armenischen, lateinischen und griechischen Sprache kam das der wichtigsten modernen Dialecte hinzu; die Folge war, daß zahlreiche Uebersetzungen französischer, italienischer, englischer und deutscher Schriftsteller veröffentlicht wurden; überdieß traten Verbesserungen in der Art und Weise, die Wissenschaften zu tradiren, ein. In die Zeit der Regierung des vierten Generalabts seit dem Ableben Mechitars, des Erzbischofs Dr. Georg Hurmuz (seit 1846) fällt die Gründung zweier Collegien in Padua (später nach Paris verlegt) und Venedig, deren Leiter und Lehrer Religiosen sind. Beide Anstalten nehmen junge Armenier auf, welche in allen Zweigen des Wissens unterrichtet werden, um heimgekehrt in's Vaterland das Ferment ächter, auf kirchlich-katholischem Boden basirter Bildung zu verpflanzen. — Als Missionäre arbeiten die Mönche von S. Lazzaro in Constantinopel, Armenien, Siebenbürgen und der Krim. Diese Missionsthätigkeit hat zu verschiedenen Malen den Klosterbrüdern Gelegenheit geboten, werthvolle alte Handschriften von genuin armenischen Autoren, oder aber Uebersetzungen aus dem Griechischen aufzufinden und für kirchliche Zwecke auszubeuten. Es genügt, hier beispielsweise auf den bedeutsamen aus Jerusalem in

das Constantinopolitanische Seminar gebrachten armenischen Codex der Eusebianischen Chronik hinzuweisen, den P. Bapt. Aucher zu Venedig 1818 veröffentlicht, lateinisch übersetzt und mit Noten begleitet hat.

Ich will nun vom Lebensbild Mechitars und den Bestrebungen seiner Congregation zu einigen topographisch-statistischen Notizen übergehen. Das S. Lazzaro-Kloster, ein von Säulenhallen umgebenes Carré, gewährt eine schöne Aussicht auf das umliegende Inselmeer und die alte Dogenstadt. Die einfache aber wohlgehaltene Conventskirche hat fünf Altäre. Am Fuße des Hochaltars ruht, wie bemerkt, Mechitar; rechts erblickt man eine schöne Copie der hl. Jungfrau von Gio. Battista Salvi (Sassoferrato), die ein zum Christenthum bekehrter Türke, Johann Emir, verfertigt hat. Im Chor stehen noch zwei andere Altäre, von denen der zur Rechten mit einer bildlichen Darstellung der Taufe des armenischen Königs Dertad durch den hl. Patriarchen Gregorius Illuminator geschmückt ist; den zur Linken ziert eine Marmorsculptur des Heilands. Zudem befinden sich im Bereich des Chors zwei Gemälde von St. Mesrop, dem Erfinder der armenischen Schriftzeichen, und des hl. Bischofs Isaak. Die beiden Altäre im Schiff sind St. Antonius und der seligsten Jungfrau geweiht. Anlangend den armenischen Cultus, so gewähren die alterthümlichen Tiaren des celebrirenden Priesters und die erzbischöfliche Tracht des Generalabts einen imposanten Anblick. Zwar die grundwesentlichen Bestandtheile der armenischen Messe stimmen mit der lateinischen überein, aber die Folge der Gebete ist verschieden. Bei der Elevation wendet sich der Celebrans zum Volke und segnet dasselbe mit den hl. Gestalten. Eine italienische Uebersetzung der sehr alten armenischen Liturgie verdanken wir

dem Pater Avedikian; in's Französische hat sie Msgr. Lapostolest übertragen. Außer den allgemein-kirchlichen Festtagen begehen die Mechitaristen auch nationale, so insonderheit die des hl. Gregor, Isaak und Mesrop. Durch außerordentliche Feierlichkeit zeichnen sich die Feste der seligsten Jungfrau, des hl. Antonius als des Conventpatrons und des hl. Lazarus als Patrons der Insel aus. Täglich um 5 Uhr Morgens begeben sich die Klosterbrüder in die Kirche, um das nächtliche Officium zu beten; die Darbringung der einzelnen hl. Messen währt den ganzen Vormittag lang. Des Mittags und um 3 Uhr Nachmittags findet wieder das gemeinsame Gebet statt. Einigen der Mönche liegt überdieß die Fürsorge für die kleine armenische Kreuzkirche in der Lagunenstadt, die auf Kosten des Ordens zur Zeit der Republik von Sansovino erbaut ist, ob.

Außer der Klosterkirche und dem durch ein schönes „Abendmahl" geschmückten Refectorium, in welchem während der Mahlzeit nach klösterlicher Weise das größte Stillschweigen herrscht, fesselten natürlich meine Aufmerksamkeit beim Besuch von S. Lazzaro auch die dortigen Bibliotheken, über welche ihr gefälliger Präfect mich orientirte. Man steigt auf einer Treppe neben dem Refectorium in den ersten Bibliotheksaal hinauf. In demselben ziehen sogleich drei Medaillons die Blicke auf sich. Das Medaillon in der Mitte stellt das Martyrium der hl. Catharina dar; die beiden andern hingegen die Hauptlehrer der römischen und armenischen Kirche. Die gut geordnete Bibliothek ist in geschlossenen Glasschränken aufgestellt. Eine treffliche Auswahl der bedeutendsten wissenschaftlichen und religiösen Werke findet man hier vertreten, namentlich auch die kostbaren Ausgaben von Elzevir, die Aldinen u. a. m. Den Saal schmücken die Büste Mechitars

und die Statue Gregors **XVI.**, ein Geschenk zum Andenken von diesem Papste, der die Mechitaristen gar hoch hielt. Hiezu kommt ein Bildniß des jüngst verstorbenen Sultans, welcher die Mönche von S. Lazzaro damit beschenkt hat, um ihnen seine Erkenntlichkeit für ihre Anstrengungen zur Förderung des materiellen und moralischen Wohles der Armenier, seiner Unterthanen, zu bezeugen. — Durch einen Zwischengang gelangt man aus dieser occidentalischen Bibliothek in die andere, die orientalische. In ihr, einem Saal von mittlerer Größe, befinden sich ungefähr 2000, theilweis noch unbekannte armenische Manuscripte und die in Wien, der Türkei, Rußland, Armenien u. s. w. bereits edirten armenischen Bücher. Von den im Convent erschienenen Druckschriften ist je ein Exemplar in einer andern Bibliotheks-Abtheilung deponirt. Das Kloster besitzt nämlich eine von Mechitar angelegte Druckerei, die im Laufe der Zeiten bedeutend erweitert ist. Die Setzer sind italienische Arbeiter, die materielle Kenntniß der armenischen Schriftzüge besitzen. Einzelne Patres revidiren die Druckproben. Fünf Pressen sind fast ohne Unterbrechung im Gang. Die Bücher, welche sie verlassen, wandern nach Constantinopel und in's Innere von Asien. Zum Beweis, wie vielseitig und weitverzweigt die literarisch-typographische Thätigkeit der armenischen Mechitaristen-Congregation von S. Lazzaro ist, wie sie sich auf die verschiedensten Gebiete des Wissens erstreckt, will ich aus dem „**Catalogue des livres de l'imprimerie arménienne de Saint-Lazare**" einige bemerkenswerthe Arbeiten verzeichnen. Es begegnen uns da armenische Uebersetzungen von Albertus Magnus, Augustinus, Basilius, Bona (**Manuductio ad coelum**), Bossuet (**Discours sur l'histoire universelle**), Chrysostomus (Homilien und Commentarien über

das Matthäusevangelium und die Briefe des hl. Paulus), Ephraem Syrus (wichtig wegen der wenig bekannten armenischen Fragmente, die in den syrischen und griechischen Ausgaben fehlen), Fénélon, Fleury, Gregorius Magnus (**Liber Curae Pastoralis**), Fürst Alexander Hohenlohe (Betrachtungen), Leo Magnus, Liguori, Ign. Loyola (**Exercitia Spiritualia**), Nilus, Philo, Quadrupani, Rodriguez, Franz von Sales, Segneri, Scupoli, Terzago, Thomas von Kempen, Wiseman (**Fabiola**). Daneben sind in armenischen Versionen zahlreiche Humanisten und Belletristen älterer und neuerer Zeit vertreten. Aus der Zahl der Verfasser originalarmenischer, im Lazarusconvent erschienener Druckschriften verdienen hervorgehoben zu werden die Patres Leo Alishan (Allg. Geographie 1854), Baptist Aucher (Leben sämmtlicher Heiligen des armenischen Kalenders, 1810—1814; Abriß der christlichen Lehre, 1811), Gabriel Avedikian (Meditationen, 1836; Commentarien über die Paulinischen Briefe, 1806 ff.; Abhandlung über den Ausgang des hl. Geistes vom Vater und Sohn, 1824), Ambrosius Calfa (Allg. Geschichte, 1849 ff.), Eduard Hurmuz (Poetik, 1839), Ignatius Papasianz (Kirchengeschichte, 1848), Johann Zohrab (Abriß der hl. Geschichte, 1854), Minas Medici (Christl. Katechismus, 1836).

Die Studien auf S. Lazzaro werden in drei Cursen absolvirt, denen drei Unterrichtsklassen-Zimmer entsprechen. Das erste ist für die Kinder bis zum Alter von 17 Jahren bestimmt. Sie werden auf Kosten des Convents unterhalten und haben freien Spielraum, entweder in den Religiosenstand zu treten oder aber in die Heimath zurückzukehren. Lehrer, die der Abt aus den Ordenspriestern erwählt, unterweisen sie in den Elementen der armenischen und italienischen

Grammatik, der Arithmetik und der Geschichte. In der zweiten Klasse befinden sich die Novizen, die bereits das Ordenskleid tragen und unter bewährten und gelehrten Patres während zweier Jahre Rhetorik, das Lateinische, Französische und die exacten Wissenschaften treiben. In die dritte Klasse werden die jungen Leute aufgenommen, welche nach vorangegangenen Prüfungen zur Profeßablegung zugelassen, sechs Jahre hindurch ihre Studien fortsetzen und vollenden; neben der griechischen und den orientalischen Sprachen sind Philosophie und Theologie die Hauptlehrobjecte. Den Schluß dieses Cursus bildet die hl. Priesterordination. Alsdann erhalten die neugeweihten Patres vom Generalabt einen bestimmten Wirkungskreis innerhalb der Congregation zugewiesen. Den höchsten kirchlichen Grad im Convent, den eines Vartabied (= Doctor), dessen Ertheilung unter großen Feierlichkeiten zu geschehen pflegt, erwirbt in der Regel jeder Mechitaristenpriester, ehe das St. Lazaruskloster ihn als Missionär entsendet. — —

Nach dieser Digression über San Servolo und San Lazzaro, über den barmherzigen Bruder und die Mechitaristen, kehre ich zur eigentlichen Dogenstadt zurück. Der Zweck meines Aufenthalts in Venedig war, wie bemerkt, vorwiegend ein wissenschaftlicher; darum nahmen einen großen Theil des Tages die kirchengeschichtlichen Handschriften der Marciana mich in Anspruch. Ferner lagen mir damals die reichen Materialien, die das neben der herrlichen Minoritenkirche S. Maria Gloriosa gelegene Generalarchiv darbietet. Den Kloster- und Seminarbibliotheken sind in der Zeit des ersten Napoleon ihre geschichtlichen Manuscripte meist genommen und nur einige liturgische und ascetische belassen worden. Ich lernte, indem ich diese wissenschaftlichen Sammlungen

besuchte, auch verschiedene Ordensleute und Ordensinstitutionen kennen; und der Eindruck, den ich erhielt, war ein äußerst wohlthuender, wie draußen in San Servolo und San Lazzaro. Unvergeßlich bleibt mir ein irischer Dominicaner, dem das „O Deus ego amo te, nam prior tu amasti me; en libertate privo me, ut sponte vinctus sequar te" aufgeprägt war, und aus dessen glaubwürdigem Munde ich die traurige Lage seiner Landsleute unter dem antikirchlichen Druck der englischen Gentlemen vernahm. Eine liebliche Erscheinung war der Franciscanermönch Fra Felice, der schon zu fünf Malen als Geschäftsträger seines Ordens in Palästina gewesen, und mit dem ich auf seiner Zelle ein trauliches Gespräch über das heilige Land und die Stellung der Kirche den Schismatikern gegenüber pflog. Tiefen Eindruck machte auf mich das Officium Defunctorum, das ich in der Leichenkapelle von S. Michele (dem allgemeinen Friedhof von Venedig, dessen Fürsorge Alcantarinern obliegt) hörte. Mit dem „Istituto dei Catecumeni" (welches vor 300 Jahren von der Republik zur Aufnahme und christlichen Unterweisung armer, in den afrikanischen Kriegen gefangen genommener Heidenkinder gegründet ward und nun, ohne seinen Hauptzweck der Heidenbekehrung aus dem Auge verloren zu haben, einem großen Theil der venetianischen Jugend überhaupt katechetischen Unterricht zu Theil werden läßt) wurde ich durch den gefälligen Prior P. Jacopo Nobile degli Avogadro, den Geschichtschreiber jener trefflichen Anstalt, bekannt. Viel verkehrte ich, abgesehen von Valentinelli und denen ich in seinem Hause näher trat, besonders mit einem alten wackern Priester aus Vorarlberg, einer wahren Aloysiusseele. Er hatte mich gelegentlich ein deutsches Zeitungsblatt lesen gesehen und mit mir ein Gespräch

angeknüpft. Wir verhandelten seitdem viel über kirchliche Fragen; er vereinigte Gelehrsamkeit und Frömmigkeit in seltenem Grade. Die protestantischen Predigten neben **SS. Apostoli** übten keine Anziehungskraft auf mich aus, sie konnten nicht den Hunger meiner Seele stillen. Ich stand bereits zu nahe dem „**gremium**“ der „**una sancta.**“ Dagegen in S. Marco, diesem wunderbar-schönen Dom mit dem Goldspiegel der Mosaikbilder an der Façade, in welchem ich am Feste Mariä Himmelfahrt 1858 eine köstliche Predigt des Patriarchen, Msgr. Angelo Ramazzotti, zum Preis der unbefleckten Gottesmutter hörte, — in Madonna della Salute, S. Giovanni e Paolo, S. Giorgio Maggiore und andern Kirchen fand ich in heißem Gebet und Flehen Trost und Hoffnung, bald durch die „**maris stella**“ in den Hafen der Ruhe geleitet zu werden. Und nun die Mahnrufe des Glockengeläutes, die sinnigen Kapellen und Bildstöcke auf den Straßen, die Litaneien und der Abendsegen mit dem hochwürdigsten Gut, während dessen stets eine große Schaar Christgläubiger andächtig auf den Knieen lag!

Es fiel mir schwer, Ende August 1858 von Venedig mich trennen zu müssen; doch ich hatte, um meine Arbeiten fortzusetzen, zunächst nach Padua aufzubrechen. Hier gewann ich Zeit, in S. Giustina, auf dem herrlichen Prato della Valle gelegen, das Martyrium der Heiligen von Paolo Veronese, und in S. Antonio namentlich die Kapelle dieses wunderlieblichen Paduaner Schutzpatrons, zu welchem die Verehrung des Volkes sehr groß ist, mit den Reliefs an den Wänden zu besichtigen. Dann ging's durch den „Garten der Lombardei“ an Vicenza und Verona und den Ufern des tiefblauen Gardasee's vorbei nach Mailand. Der Tag nach meiner Ankunft am Abend war ein Sonntag. Mein

erster Ausgang richtete sich nach der „**Mariae nascenti**“ geweihten Kathedrale. Welcher Marmorbau mit den tausenden von kostbaren Statuen im Innern und Aeußern, mit den hunderten von weißen himmelanstrebenden Thürmen, mit den herrlichen Glasmalereien! Ein solches Wunderwerk verewigten Gebets kann eben nur der Glaubensgeist des Katholicismus zu Tage fördern. Ich stieg in die unterirdische Grabkapelle des hl. Karl hinab und dann auf das Dach und den großen Kuppelthurm des Doms hinauf. Die Andacht der Gläubigen während des Amts und der Predigt erbaute mich. — Mehr als die Copie des römischen Pantheons, die ganz moderne Kirche San Carlo Borromeo, heimelte mich San Ambrogio an, wo ich der Vesper beiwohnte. Schon der Vorhof, an dessen Schwelle der hl. Kirchenlehrer dem blutbefleckten Kaiser Theodos die Kirchenbuße auferlegte, erfüllt mit heiliger Ehrfurcht. Und weiter führen die alten christlichen Grabmäler, z. B. das Stilico'sche unter der Kanzel, das **Ecce homo** und die schmerzhafte Mutter neben dem Hochaltar, die Wandgemälde und die Taufkapelle, in welcher St. Augustin, der Sohn so vieler Thränen einer hl. Monica, das Bad der Wiedergeburt erhielt, eine dem empfänglichen Herzen vernehmliche und beredte Sprache. Die stille abgeschiedene Lage von San Ambrogio erhöhte noch den mächtigen Eindruck, den ich von dieser Kirche erhielt. Der Tag neigte sich, als ich heraustrat. Das Gewühl des Corso, der Arco della Pace und die großen korinthischen Säulen aus den Maximianischen Bädern ließen mich innerlich unberührt. Erst als ich wieder im Dom auf den Knieen lag und das Abendläuten der Betglocke ertönte, machte die Resonanz davon in meiner armen Seele Saiten erklingen, die ihrer gedrückten Stimmung entsprachen.

Nachdem ich in der Ambrosianischen Bibliothek, was meinem Reisezweck entsprach, durchforscht hatte, brach ich von Mailand auf, um nach der letzten in Aussicht genommenen Arbeitsstation München zu gelangen. Der Weg führte mich durch Tirol, dieses schöne, kernkatholische Land, dessen Berge mit Kapellen und Kirchlein besäet sind, und wo die Kreuze und Heiligenbilder an den Landstraßen den Wanderer an die Reise in die ewige Heimath mahnen. In Trient machte ich Halt und besuchte den Dom, sowie die durch das hl. Concil der Jahre 1545 ff. berühmte Kirche S. Maria Maggiore. Lange weilte ich in ihr nachdenklich bis Ave Maria hin; die Geschichte des 16. Jahrhunderts, die unheilvolle Auflehnung der Häresie wider den Felsen St. Peters, die trüben Folgen in politischem und religiösem Betracht, die sich bis auf unsere Tage erstrecken, gingen an meinem Geist vorüber. — Ueber Bozen, Brixen, Innsbruck kam ich nach München, wo ich in der Staatsbibliothek meine Arbeiten vollendete und über den Erfolg der Reise in wissenschaftlicher Hinsicht dem Cultusminister von Raumer berichtete. Die Kunstsammlungen Münchens und die neuen, in unserm Jahrhundert dort erstandenen Kirchen fesseln den Fremden, auch wenn er unmittelbar zuvor Italiens Reichthum in diesem und jenem Bezug kennen gelernt hat. In der protestantischen Kirche vor dem Karlsthor hörte ich eine biblisch-gläubige, aber die katholische Auffassung völlig mißdeutende Predigt über christliche Freiheit. Ich ging nach St. Ludwig und in den angrenzenden Garten mit dem Kreuzweg. Vor der eilften Stationsfreske verharrte ich lange im Gebet. Den Nachmittag vor Mariä Geburt besuchte ich den schönen Gottesacker vor dem Sendlinger Thor. An Möhlers Grab las ich die treffende Inschrift: „defensor fidei, literarum decus,

ecclesiae solamen." Es fand gerade eine Beerdigung nach katholischem Ritus statt, als ich das weite Todtenfeld durchwanderte. Die Kirche geleitet ihre Kinder durch das Erdenleben mit ihren sacramentalen Gnadenkräften; und wenn die Trennung von Leib und Seele erfolgt, ertönt das „In paradisum" und „De profundis" und „Libera", und täglich beim hl. Opfer wird der Verstorbenen gedacht, daß sie zur Anschauung des dreimal Heiligen und zum Besitz der himmlischen Glorie gelangen. Es ist ein wunderbar-mystisches Band, das die streitende, leidende und triumphirende Kirche umschlingt. — —

Es folgten, als ich München verlassen, noch einige Wochen schwerer, innerer Kämpfe, bis die Entscheidungsstunde schlug und die Sonne der Gerechtigkeit mich vollends erleuchtete. Dieß geschah in der Frühe des 15. October 1858, am Feste der hl. Teresa, dieser seraphischen Jungfrau, die meine heißen Gebete durch ihre himmlische Fürbitte unterstützt hat. Ich kündigte dem Cultusministerium und der Berliner theologischen Facultät meinen Austritt aus dem Protestantismus an und wandte mich an den hochwürdigsten Herrn Bischof von Ermland als Oberhirten der Diöcese, in welcher ich geboren, mit der Bitte: „in den Schooß der hl. römisch-katholischen Kirche, die ich nach langen und schweren Kämpfen als die Trägerin der in Jesu Christo persönlich gewordenen Wahrheit und als die genuine Braut des verklärten Gottmenschen verehre, mich gnädigst aufnehmen zu wollen, damit ich so des heißersehnten Seelenfriedens theilhaftig werde." „Preis und Dank" — sagte ich weiter in demselben Schreiben — „dem Herrn, daß Er mir den Sieg über alle Hemmnisse und Bedenken gegeben, daß Er mein Gebet und Flehen erhört, Sich meiner erbarmt, die Stricke

zerrissen, die Finsterniß verscheucht und mir den Weg zu Seinem Schafstall gewiesen. Seitdem ich durch gewissenhafte Studien zur Erkenntniß gelangt, daß die sog. Reformation des 16. Jahrhunderts eine Deformation der ächten Kirche Christi gewesen, daß die reformatorischen Principien nicht kirchenbildend, sondern auflösend sind und wirken müssen, wie die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte bewiesen, — daß ferner die protestantischen Bekenntnißschriften und nach ihrem Vorgang die ihnen anhängigen Theologen zum Vorwurf ihrer Polemik in Wahrheit nicht das authentische katholische Dogma nehmen, sondern dasselbe erst entstellen, um es bekämpfen zu können, seitdem ich erkannt, daß die Reformatoren zur Reform ohne und wider das Haupt und den Episcopat weder Recht noch Pflicht hatten, und daß die religiöse Zerrissenheit unserer Tage aus dem Widerstreben, der kirchlichen Autorität sich unterzuordnen und zu dem im 16. Jahrhundert verlassenen Fels und Einigungspunkt zurückzukehren, abzuleiten ist; seitdem mir die Continuität der geschichtlichen Entwicklung der Kirche bis auf unsere Tage klar geworden und ich ihre Lehre und Praxis würdigen und lieben gelernt; seitdem ich durch die Gnade zu dieser Erkenntniß vorgedrungen, ist mein Rücktritt zur hl. katholischen Kirche nothwendig geworden, und erst durch dieß Bekenntniß ist die wahre Ruhe in mein Herz eingekehrt, der Friede, den die Welt nicht geben, aber auch nicht rauben kann, trotz aller Anfechtungen und Anfeindungen, die kommen mögen."

Seine bischöflichen Gnaden der hochwürdigste Bischof von Ermland, H. Dr. Josephus Ambrosius Geritz, gewährte meine Bitte; er kam dem Verirrten mit apostolischer Hirtenliebe entgegen. An dem Tage, an welchem die Braunsberger Pfarrkirche das Patrociniumsfest der hl. Martyrjung-

frau Catharina beging, in der Jubiläumszeit des Jahres 1858, legte ich die katholische **professio fidei** ab und empfing dann die hl. Sacramente der Buße und des Altars. Auf meinen Wunsch fand ich noch im November desselben Jahres Aufnahme in dem Clericalseminar der Diöcese Ermland. Nachdem der hochwürdigste Herr Ordinarius sich überzeugt, daß ich in allen Disciplinen der katholischen Theologie heimisch wäre, machte ich im Januar 1859 die geistlichen Exercitien und erhielt am Feste **Desponsat. B. M. V.** in der Frauenburger Cathedrale die hl. Firmung (bei welcher ich den hl. Paulus als meinen Specialpatron erwählte), die erste Tonsur und die vier niedern Weihen. „**Dominus pars haereditatis meae et calicis mei.**“ Im Sommer darauf ertheilte der hochwürdigste Herr Suffraganbischof, **Dr.** Antonius Frenzel, mir die drei höhern Weihen. Als junger Priester bin ich hierher in die heißersehnte **Santa Roma** gegangen und habe 20 Monate lang an der Fülle ihrer wissenschaftlichen und ascetischen Schätze mich erfreuen können. Als ich mehrere kirchengeschichtlichen Arbeiten theils vollendet, theils vorbereitet, schrieb ich im Madonnenmonat 1861 dieß Büchlein über meinen Entwicklungsgang zur hl. Kirche hin, zum Preis der hl. Dreieinigkeit und als Weihegabe für die seligste Gottesmutter.

Misericordias Domini in aeternum cantabo.
